Medien und mangelnde Aufklärung über die Ökonomie

Teil I:

Können elektronische Zahlungswege das Bargeld ablösen?

Von der Notwendigkeit das Geld zum Forschungsthema zu machen!

Eine Näherung an das Thema auf Umwegen

von

Tristan Abromeit
www.tristan-abromeit.de

Text 170.1

Anhang

Text 170.1.1.2

Karl Walker

Beiträge aus Karl Walker Ausgewählte Werke

Ich über mich

Fortentwicklung freiwirtschaftlicher Vorstellungen

Anwort auf kritische Einwände

Karl Walker und die Fortentwicklung freiwirtschatlicher Vorstellungen
von Dieter Schad

ooooo

Titelseite, Vorwort und Inhaltsverzeichnis von bzw. aus

Das Weltwährungssystem: Eine Kritik an den theoretischen Grundlagen und ein Entwurf zur Reform
von Karl Walker

In Anbetracht, dass die Europäische Zentralbank den Markt (EZB) mit Geld flutet, weil sie offensichtlich den Geldkreislauf nicht sicherstellen kann, dabei aber keine genauen Vorstellungen davon zu haben scheint, was sie damit anrichtet, sind Walkers Überlegungen zur Werttheorie wichtig. Er erinnert daran, dass Geld so etwas wie Quittungen für Arbeitsleistungen sind. Wenn die EZB jetzt einfach „Quittungen“ druckt und in den Verkehr bringt, für die keine Arbeitsleistungen erbracht wurden, dann ist das einfach ein großer Betrug. Die EZB betätigt sich dabei als Geldfälscher.

Karl Walker hat das Thema (Arbeits-)Theorie gegen Ende seines Lebens aufgegriffen und es sich dabei nicht leicht gemacht. Er kam zum Schluss, dass die Begründung für die Quantitätstheorie des Geldes auch für die Werttheorie zutreffe, und dass daher (nach einer Aussage von Karl R. Popper über die Gültigkeit von Theorien) die Quantitätstheorie des Geldes nicht stimmen könne. Hier hätte ihm eigentlich auffallen müssen, dass dann auch die Werttheorie nicht anwendbar ist. Weiter ist die Frage, ob die Werttheorie und die Quantitätstheorien überhaupt als Theorien bezeichnet werden können. Elimar Rosenbohm spricht der Quantiätstheorie den Charakter einer Theorie ab und hält sie für eine überprüfbare Tatsachenbeschreibung. Ich schließe mich dieser Einschätzung an. [1] Die Werttheorie und die Quantiätstherorie sind nur zwei Aspekte, die bei einer soliden Währung zu beachten sind. Ein weiterer Kritikpunkt ist bei Walker die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes. Walkers Hinweis, dass die Umlaufgeschwindigkeit nicht beliebig gesteigert werden kann und an den Produktionstakt – richtiger an der Einfügung der Produktionsergebnisse in den Markt – gebunden ist, ist auch richtig. Mit der Umlaufgeschwindigkeit ist die Zeitdauer vom Empfang des Geldes zum erneuten Einsatz im Markt – also die Weitergabe – gemeint. Damit ist die Umlaufgeschwindigkeit Geldes aber nicht bedeutungslos geworden. Sinkt die Umlaufgeschwindigkeit pro Zeiteinheit auf Null, dann steht die Produktion auch auf Null. Einen weiteren Kritikpunkt von Walker möchte ich noch erwähnen: Nach der Werttheorie bildet sich nach dem Arbeitsaufwand für die unterschiedlichen Güter je nach Arbeitsaufwand ein Preisgefüge (eine Interdependenz der Preise).
Dieses Preisgefüge würde unter Druck kommen, wenn z. B. nach Missernten oder bei Preiserhöhungen von Importen durch Monopolisten (z. B. Öl) die Notenbank entsprechend der Quantitätstheorie eingreifen würde. Dazu muss ich meine eigene Vorstellung noch überprüfen.

1 Siehe dazu: > Meine Einschätzung von Walkers Überlegungen zur Werttheorie < ab S. 42
http://www.tristan-abromeit.de/pdf/145.Negativer.Zins.digitales.Geld.Werttheorie.des.Geldes.und.mehr.pdf

Ich hatte vor, das Zusammenwirken von Quantitätstheorie und Werttheorie selber zu beschreiben und hier anzuhängen. Das Ergebnis meiner Bemühungen gefällt mir aber noch nicht. Vielleicht hole ich das später nach. Wichtig erscheint mir, das Walker hier im Original zu lesen ist. Er wäre sicher mit seinen Überlegungen weiter gekommen, wenn er sich wenigstens mit einem wissenschaftlichen Ökonomie-Institut über diese Fragen hätte austauschen können und nicht nur mit der zeitlichen Verzögerung, die die Vermittlung über die Literatur mit sich bringt. Aber zur Unterstützung der Urteilsfindung der Leser füge ich den Kommentar von Dieter Schad an.

Werner Onken schreibt in der Einleitung zu dem Buch >Karl Walker / Ausgewählte Werke<:

> In einer wenige Monate vor seinem Tod nur noch auf einer Cassette gesprochenen Erwiderung auf seine Kritiker führte *Walker* noch näher aus, wie er sich eine sowohl makro-, als auch mikroökonomisch richtige Feinsteuerung der Geldmenge parallel zu den Veränderungen des Sozialprodukts vorstellte. Die Cassette gelangte später in die Hände von Prof. *Dieter Suhr;* er besorgte eine Abschrift, die in den vorliegenden Band aufgenommen wird. An zwei Stellen, an denen die Richtigkeit der Übertragung zweifelhaft ist, wird dies durch Fragezeichen kenntlich gemacht. Die NWO-Bewegung sollte diese Denkanstöße in Zukunft unbedingt berücksichtigen.

Die Kassette mit den „Antworten auf kritische Vorstellungen“ hat Karl Walker mir direkt zugeschickt. Meine beengten Lebensverhältnisse erlaubten mir aber nicht den Inhalt der Kassette in die Schriftform zu übertragen. Ich sandte dann eine Kopie an Prof. Dieter Suhr und erhielt sie mit einem Exemplar der Abschrift zurück. Von dieser Abschrift wollte ich nun der Scann machen. Aber leider finde ich sie nicht. Ich greife daher auf die Wiedergabe in dem Buch >… Ausgewählte Werke< zurück.

Den Scann des Vortragstextes >Fortentwicklung freiwirtschaftlicher Vorstellungen< von Walker habe ich von einem Ausdruck, der mit einem Schablonendrucker gefertigt wurde, vorgenommen. Die Anfertigung der dazu nötigen Wachsmatrizen war im Vergleich mit den Möglichkeiten, die wir heute haben doch sehr mühselig. Dabei war der Schabonendrucker im Vergleich mit dem Spiritusumdrucker schon eine große Investition. Mit Aufträgen für eine Offset-Druckerei musste immer gegeizt werden.

Werner Onken schreibt dann weiter:

> Kritik an den Grundlagen eigener Überzeugungen löst immer Verunsicherung und Abwehrreaktionen aus. Das ist - wie *Thomas Kuhn* in seiner Untersuchung der *„Struktur wissenschaftlicher Revolutionen"* festgestellt hat - etwas Normales im wissenschaftlichen Leben. Gleichwohl ist es befremdlich, daß die *Sozialwissenschaftliche Gesellschaft,* die von außerhalb der Universitäten selbst an wirtschaftswissenschaftlichen Dogmen rüttelt, Zweifel an ihren eigenen Fundamenten abwies und der posthumen Veröffentlichung von *Walkers* letzter Schrift *„Das Weltwährungssystem - Eine Kritik an den theoretischen Grundlagen und ein Entwurf zur Reform* ein Vorwort beigegeben hat, in dem sie sich von *Walkers* Rekurs auf die Arbeitswerttheorie distanzierte. Kann man eine ungewohnte Sichtweise nicht ertragen und wenigstens vorübergehend offen lassen, ob sie bei näherer Untersuchung vielleicht doch teilweise berechtigte Denkanstöße enthält? Auch über *Walker* noch hinausgehend, ließe sich schließlich fragen, ob neben der menschlichen Arbeit nicht auch die Natur einen originären Wert zur Wertschöpfung beiträgt?

Kritik an lieb gewordenen Theorien zuzulassen oder gar zuzustimmen, sie über Bord zu werfen fällt ja deshalb schwer, weil ja ihre Entwicklung oder auch nur ihre Aneignung mit viel Mühe verbunden ist. Es heißt vermutlich darum, das eine neue Theorie sich erst dann durchsetzen kann, wenn die Träger der alten aus dem Lehrbetrieb oder gar den Leben ausgeschieden sind. In der Freiwirtschaftsschule ist das Loslassen noch schwieriger, weil ihr Wissen immer wieder Gegenstand von Ablehnung und Verleumdung war und von wenigen Personen gegen das Vergessen bewahrt werden musste. Und trotzdem gilt auch hier, wenn Erkenntnisse zu Glaubenssätzen werden, sind sie keine Wissenschaft mehr. Aber der Wissenschaftsbetrieb ist nicht grundsätzlich davor geschützt, dass sich ihn ihm Glaubenssätze einnisten.

Es folgen auf den nächsten Seiten

die angekündigten Scanns

KARL WALKER
Ausgewählte Werke

GAUKE
FACHVERLAG FÜR
SOZIALÖKONOMIE

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Ausgewählte Werke / Karl Walker. - Lütjenburg : Gauke, 1995
(Studien zur Natürlichen Wirtschaftsordnung ; 2)
ISBN 3-87998-482-4
NE: Walker, Karl; GT

STUDIEN ZUR
NATÜRLICHEN WIRTSCHAFTSORDNUNG 2

© 1995 Gauke Verlag GmbH
Fachverlag für Sozialökonomie
Postfach 1320, D-24319 Lütjenburg

Herausgegeben von der
Stiftung für persönliche Freiheit
und soziale Sicherheit, Hamburg
und der
Sozialwissenschaftlichen
Gesellschaft e.V., Northeim

Lektorat: Werner Onken, Varel

Satz: AbSatz, Ewert-Mohr, Klein Nordende

Lithographie: Gauke Verlag, Stöfs

Druck: Schmidt & Klaunig, Kiel

ISBN 3-87998-482-4

Übersicht

Zum Geleit 7
Karl Walker: Ich über mich 21
Der Weise von Altenahr – verkannt und verbannt?
Versuch eines Porträts von Karl Walker *(von Günter Bartsch)* 26
Verzeichnis aller Werke von Karl Walker 64

Gegen Ende der Weimarer Republik

Die Fysiokraten und der Staat 74
Veranstaltung in Berlin 79
Das Problem unserer Zeit und seine Meisterung *(Auszüge)* 80
Die Staatsgewalt geht vom Volke aus 117

Während der NS-Herrschaft

Nationalsozialistische Wissenschaft 119
Wissenschaft und Wahrheit. 123

Nachkriegszeit und Wirtschaftswunder

Überwindung des Imperialismus *(Auszüge)* 151
Grundriß einer Neuorientierung der Freiwirtschaftsbewegung 162
Offener Brief an Pastor Niemöller 179
Zur Frage der Kollektivschuld 183
Demokratie und Menschenrechte *(Auszüge)* 185
Vom Sinn der Demokratie 210
Verfassung und Menschenrechte 214
Das Revolutionsjahr 1848 218
Werk und Weltanschauung 222
Was ist „Realpolitik“? 230
Die Überwindung des Kapitalismus unter Beibehaltung
des marktwirtschaftlichen Wettbewerbs 232
Programm der Tagung auf Burg Rheineck 247
Das Geld als Kulturhelfer 251
Gewaltlosigkeit als politische Methode 256
Geist und Weltgestaltung *(Auszüge)* 261
Planspiel Volkswirtschaft 281
Kybernetik in der Sozialordnung 284

68er Bewegung und Selbstüberprüfung

Überlegungen zur Werttheorie 292
Neue Europäische Währungsordnung? 305
Gesell, Keynes und die moderne Nationalökonomie 312
Über den Trend zu außerparlamentarischem Wirken 330
Zur Krisenlage unserer Wirtschaftsordnung 335
Manifest der Sozialwissenschaftlichen Gesellschaft 1950 e.V. 345
Wachstum – um jeden Preis? 353
Fortentwicklung freiwirtschaftlicher Vorstellungen 355
Antwort auf kritische Einwände 368
Zur Durchsetzung gesellschaftlicher Neuerungen 382
Die Parabel vom überlasteten Boot 385

Anhang

Karl Walker und die Fortentwicklung freiwirtschaftlicher Vorstellungen *(von Dieter Schad)* 386

Karl Walker:

Ich über mich

Es geschieht nicht ganz aus eigenem Antrieb, daß ich hier etwas über mich selbst schreibe; normalerweise schreibe ich, wenn schon, dann lieber über Dinge, von denen ich mir eine objektiv verläßliche Ansicht bilden kann. Die Meinung aber, die man von sich selber hat, ist doch schließlich von einem Standort aus aufgenommen, den kein anderer Mensch jemals einnehmen kann. Das ist schon problematisch. Es sind Eindrücke, Erfahrungen, Spiegelungen der Welt, Wünsche, Zielsetzungen und Mühen, die vielleicht von einem anderen Blickpunkt her ganz anders aussehen. Aber der freundliche Leser wird ja diesen Umstand nach eigenem Gutdünken gebührend berücksichtigen können.

Geboren wurde ich am 4. Januar 1904 in Straßburg im Elsaß. Meine mir unvergeßliche Mutter habe ich als Fünfjähriger verloren; und meinen Vater habe ich nie gesehen. Er war, wie ich mir später erzählen ließ, im Jahre meiner Geburt im damaligen Deutsch-Südwest-Afrika in den Kämpfen der deutschen Schutztruppe gegen die aufständischen Hereros verschollen. So habe ich kein Elternhaus gekannt und hatte schon eine sehr bewegte Kindheit. Der Abstammung nach bin ich eigentlich ein Schwabe — die Walker-Sippe ist um Tübingen, Reutlingen und Stuttgart sehr verbreitet —. Mein Großvater war in der sog. „Gründerzeit" als Bauunternehmer nach Straßburg gezogen. Da ich mir als Vierjähriger eine Schädigung der Wirbelsäule, mit dem Ergebnis einer beginnenden Rückgratverkrümmung zuzog — ein größerer Junge hatte mich auf dem Hof unter einen Wagen gestoßen — wurde ich später in einem klösterlichen Heim in Württemberg untergebracht. Dort absolvierte ich auch meine Schulzeit; es war zwar nur Volksschulbildung, was mir zuteil wurde, aber der Unterricht gab mir doch eine so gute Grundlage, wie sie bei stärker besetzten Schulen kaum möglich sein dürfte.

Nach meiner Schulzeit — die schließlich in die Steckrüben-Epoche des ersten Weltkrieges fiel — nahmen mich herzensgute Verwandte im Württemberger Oberland auf und besorgten mir im nahegelegenen Pfullendorf in Baden eine Lehrstelle im Buchbinderhandwerk. Meine Begeisterung dafür war zwar zunächst mäßig; ich hatte mir einmal eingebildet, ich könnte Bildhauer werden. Aber was bildet man sich als Junge nicht alles ein! — Einer meiner Klassenkameraden, ein schweizer Bub, der keine

Beine hatte, erzählte jedem, der es wissen wollte, mit glänzenden Augen, daß er 'mal Jäger werden wolle. — Ich habe mich also an meine Buchbinderei bei Meister Siegle gewöhnt; und als mein fast gleichaltriger Vetter Ernst in den Ferien zu Besuch kam — er war damals auf dem Lehrer-Seminar —, meinte er mit vetterlichem Wohlwollen: „Karl, das ist fein, daß du Buchbinder wirst; wenn ich groß bin, schreibe ich nämlich Bücher — und du bindest die dann ein."

Nun, es kam mit dem Bücherschreiben später anders. Aber Buchbinder bin ich doch bis 1935 geblieben. Doch mit dem Ende meiner Lehrzeit war nun erst einmal die große Inflation vorbei; es war 1924/25 — und da verschlug es mich nach Berlin. Von dort bekam ich meine erste Gesellenstelle in einer Buchdruckerei in Nauen. In dieser Buchdruckerei wurde unter anderem auch ein Wochenblättchen gedruckt, das sich „Letzte Politik" nannte. Natürlich hat die ganze Belegschaft in der Frühstückspause das Blättchen gelesen. Und man hat auch darüber diskutiert. Nur was der Sinn der Sache war, das ging meinen Kollegen nicht in den Kopf — und ich war doch einer von den Jüngsten.

Mir ließ diese „Letzte Politik" keine Ruhe. Ich bin — astrologisch gesehen — ein Steinbock, habe schon früh gegrübelt und viel gelesen und mir manchmal mehr aus dem untergründigen Gefühl als aus angelerntem Wissen heraus ziemlich eigenwillige Meinungen gebildet. So paradox es klingt, es konnte vorkommen, daß ich etwas wußte, bevor ich es wissen konnte. Das bewußte Erkennen durch das Zusammenfügen von Einzeleinsichten kam dann erst hinterher. In bezug auf die „letzte Politik" erinnere ich mich aber, daß ich als 15jähriger in einem alten Buch über Handlesekunst meine Hand abgebildet sah und dabei mit Kopfschütteln die Erklärung las, diese Hand bedeute eine besondere Anlage für volkswirtschaftliche und philosophische Fragen. Um diese Zeit wußte ich aber überhaupt noch nicht, was das für Fragen sein sollten, und als ich in meiner Lehrzeit dem Sohn meines Meisters einmal helfen sollte, einen Aufsatz über „Das Geld" zu schreiben, fühlte ich mich außerstande, auch nur drei Sätze zusammenzubringen.

Jetzt aber war etwas in mir in Aufruhr geraten. Ich hatte einen Faden in die Hand bekommen — und wußte genau, wie er abrollen mußte. Später erfuhr ich, daß es anderen auch so ergangen sei, soweit sie mit der Anlage zum Verständnis volkswirtschaftlicher Zusammenhänge auf Gesells Natürliche Wirtschafts-Ordnung gestoßen waren. Was mich allerdings weniger erfreute, war die Art der Darstellung durch ihre Verfechter, die Betonung von zweitrangigen Gesichtspunkten, der Mangel an Anwendung auf zeitgegebene politische Zustände. Ich mußte mit der Bewegung in Kontakt kommen. In dieser Absicht gab ich meine Stellung auf und suchte mir in Berlin eine andere. Hier lernte ich dann zunächst die Fysiokraten kennen — sie schrieben sich damals schon nicht mehr wie die alten Schüler von François Quesnay mit einem „Ph", sondern mit einem „F". Es waren u. a. Hans Timm, Alfred Baader, Rödiger, die Blumenthals, Parzijegla u. a. m. Doch die Diskussionen in einem Kellerlokal in der Krausnickstraße in Berlin lagen für meine Begriffe allzuweit ab von der Bedeutung der Sache und auch von einer realistischen Zielstrebigkeit. Es ging da theoretisch ziemlich radikal zu, aber einen „vernünftigen Menschen" konnte man in eine solche Diskussion nicht mitbringen. Alfred Baader, ein grundsauber und ideal denkender Mann, der diese radikale Gruppe leitete, stellte mir dann die Verbindung zu einer anderen Gruppe, dem „Freiwirtschaftsbund" her. Diesem „bürgerlichen" Bund gehörten Persönlichkeiten wie Oberstudiendirektor Uhlemayr, Regierungsrat Dr. Noelle, Reg.-Präsident A. v. Hoffmann u. a. m. an. Also nur in Kellerlokalen schien die Sache denn doch nicht zu liegen.

Um jene Zeit — 1928/30 — war die große Weltkrise bereits im Anzug. Wer auch nur das Elementarste von Gesells Lehre versteht, dem wird klar sein, daß wir das wußten. — Immer wieder ging es mir damals durch den Kopf: jetzt müßte jemand ein Buch schreiben, das die verworrenen politischen Probleme von der Freiwirtschaftslehre her anpackt! — und einmal, in einer schlaflosen Nacht, ging es mir auf: „Was heißt hier, ‚jemand' müßte?" — Du mußt jetzt! — So fing meine Schriftstellerei an. Ich gab meine Stellung für ein paar

Monate auf, zog mich aufs Land zurück und schrieb eine Anzahl von Schulheften voll, die ich nach meiner Rückkehr nach Berlin ins Reine schreiben ließ. So entstand mein erstes Buch „Das Problem unserer Zeit ...", das 1931 im Rudolf Zitzmann-Verlag erschien. Natürlich ist das Buch längst überholt; aber damals war es mir zum Heulen ernst und keineswegs nur eine Art Stilübung. Genutzt hat es gar nichts. Die Krise war schon da, die braune Flutwelle war schon zu hoch gestiegen. Ein einziges Mal sollte ich in einer NSDAP-Ortsgruppenversammlung ein Korreferat zum Parteiprogramm halten dürfen — da hatte aber der spätere Gauleiter Görlitzer auf einen kräftigen Anpfiff von Goebbels in letzter Minute gebremst. Der kleine Walker mußte den Mund halten und das Horst-Wessel-Lied über sich ergehen lassen.

Dann kam das „Dritte Reich". Eine Woche vor dem 30. Januar 1933 hatten wir in Berlin noch eine öffentliche Versammlung — von Artur Rapp organisiert —, die aber durch das Auftreten eines Rollkommandos der SA in eine Saalschlacht ausartete. Das Mobiliar war zum Entsetzen des Gastwirts kurz und klein geschlagen; die Referenten Wilhelm Radecke und Theodor Benn lagen bewußtlos unter dem Tisch.

Während des „Dritten Reiches" habe ich dann 1935/36 noch einmal ein Buch geschrieben, das unter dem Titel „Aktive Konjunkturpolitik" — einem Begriff, den es damals noch nicht gab — bei Otto Lautenbach erschienen ist. Es war ein „unerwünschtes" Buch, nicht verboten, aber öffentliche Werbung war nicht erlaubt. Um dieselbe Zeit hatte aber John Maynard Keynes sein aufsehenerregendes Werk „Allgemeine Theorie der Beschäftigung ..." herausgebracht, dessen konjunkturpolitische Konsequenzen mit meinem Buch vollständig übereinstimmten.

Nach diesem Buch setzte eine große Pause ein. Außerdem war ich 1934/35 stellungslos geworden und hatte es für geraten gehalten, mich selbständig zu machen. Dies geschah zwar auf einem neuen Gebiet; ich befaßte mich jetzt mit Holzschutz-Imprägnierungen und hatte kaum noch Zeit für abendliche Diskussionen mit Lautenbach, Dr. Hochstetter, Radecke, Ernst Goebel, Dr. Pohland, den ich bei Peter Westen und Dr. Noebe in der Tschechoslowakei kennengelernt hatte u. a. m. Daß ich ein Theoretiker der Gesellschen Geldtheorie war, ging mir aber immer nach. In den vierziger Jahren schleppte mich Dr. Pohland, der in Berlin-Westend eine Anwaltspraxis unterhielt und ziemlich exklusive Verbindungen pflegte, in eine Unterredung in die Reichsbank-Direktion. Ich habe bei dieser Gelegenheit dem Herrn Reichsbank-Direktor Fr. — einem liebenswürdigen Herrn, dessen Unterschrift allerdings, wenn ich richtig unterrichtet bin, genau so wie diejenige des Herrn Geheimrat Vocke schon auf den Millionenscheinen der ersten großen Inflation prangte — unsere Besorgnisse bezüglich der uferlosen Notenvermehrung zum Ausdruck gebracht. Es war nutzlos. Dr. Pohland meinte nachher, ich sei etwas geradezu auf die Sache zu sprechen gekommen, ich hätte sollen ein bißchen konzilianter sein. Dabei wußte er nicht einmal, daß ich um dieselbe Zeit einen für meine Firma großen Auftrag von der Reichsbank in Bearbeitung hatte. Es ging um die Holzschutz-Imprägnierung von rund 150 reichsbankeigenen Gebäuden — und als ich nun in der Bauabteilung hörte, daß man mir den Auftrag erteilen wolle, daß er nur noch der Direktion vorgelegt werden müsse, ging mir natürlich doch durch den Kopf, daß Dr. P. vielleicht nicht unrecht haben könnte. — Schließlich lebten wir ja im „Dritten Reich", und da konnte ich von den Herren, deren Politik ich kritisierte, nicht gerade erwarten, daß sie nun unter den vorliegenden Angeboten bei dem meinigen bleiben würden. — Nun, ich habe den Auftrag bekommen — und also auch etwas Gutes von der Reichsbank zu berichten. — Zu weiteren Diskussionen über die Währungsfrage kam es freilich nicht mehr. Die nationalsozialistische Marktordnung durch den Preiskommissar täuschte eine Stabilität des Geldwertes vor, gegen die mit theoretischen Gewißheiten nichts mehr auszurichten war.

1945. Ich hatte alle Bombennächte von 1943/45 in Berlin überstanden; nur das Domizil meiner Firma, Büro, Material- und Gerätelager bekam noch 1945 einen Voll-

treffer. — Man lebte nur noch von heute auf morgen. Und doch machte ich schon Pläne für später. Daß mit meinem Unternehmen fürs erste nichts mehr anzufangen sein würde, war klar; jetzt mußte erst einmal an eine neue Ordnung gedacht werden. Das hatte den Vorrang vor dem Geschäft und dem Erwerb. Finanziell hatte ich glücklicherweise das getan, was man nach Gesells Lehre normalerweise nicht tun soll: ich hatte mir Barmittel flüssig gehalten, so daß ich eine gute Weile ohne Einnahmen leben konnte. Die Russen, mit denen ich in Berührung kam, benahmen sich wie biedere schwäbische Bauernburschen in Uniform. Sie respektierten die „Kultura" meiner Bibliothek und — ohne zu kontrollieren — auch das, was ich auf meiner Schreibmaschine schrieb. Später kamen dann die Amerikaner in diesen Besatzungsbezirk.

Inzwischen begann Rudolf Zitzmann in Lauf den Neuaufbau seines Verlages. Es war ihm im „Dritten Reich" übel mitgespielt worden — 6 Jahre KZ-Haft, Liquidierung des Verlages und vollständiges Berufsverbot hatten ihn betroffen. — Jetzt war er aber wieder da. Bereits 1946 erschien mein erstes Schriftchen „Überwindung des Imperialismus". Und dann saß ich in dem grausam kalten Winter 1946/47, meist ohne Heizung und dick eingemummt mit Handschuhen, in meiner Lichterfelder Wohnung an der Schreibmaschine und war besessen von einer Einsicht — die ich nachher zu meinem Bedauern nur bei ganz wenigen meiner alten Freunde aus der Gesell-Bewegung anbringen konnte. Mein nächstes Schriftchen „Demokratie und Menschenrechte" war nämlich in meinen Augen wichtiger als alles, was ich vorher geschrieben hatte. Das betrifft den Inhalt, nicht die Form. Das Ganze war ja nur der erste Schritt auf dem Neuland einer Erkenntnis, die mich so wenig wieder losließ, wie Gesells Wirtschaftstheorie. Es sind für mich Dinge, die zusammengehören, weil sonst — was ich hier nur aussprechen, jedoch wegen der Fülle des notwendigen Beweismaterials nicht belegen kann — die Natürliche Wirtschaftsordnung ein unerreichbares Ideal bleiben wird. Kurz gesagt: wir haben die Dinge jahrzehntelang falsch angepackt. Die Theorie ist richtig, aber sie muß soziologisch anders realisiert werden, als wir es uns s. Zt. dachten. Ich streite mit niemanden darüber, ob ich recht habe oder nicht; es ist nicht Vorbedingung, gleich Mehrheiten und Massen in Bewegung zu bringen. Hier genügen Minderheiten geistiger Verwandtschaft.

Um zu diesen Einsichten und Ausblicken zu gelangen, darf man allerdings weltanschaulich nicht auf der Plattform des dialektischen Materialismus stehen. Von dort her sehen die Dinge anders aus und die andere Betrachtungsweise verleitet zu Trugschlüssen. So sind ethische Postulate für den Materialismus bekanntlich nur „ideologischer Überbau". Sich realpolitisch daran zu orientieren, gilt als törichte Schwärmerei. Der Zweck heiligt das Mittel und Ideale sind gut, bis man die Leute dahin gebracht hat, wo man sie braucht; dann aber muß die Realpolitik Platz greifen. Ich bin nicht dieser Auffassung. Ich glaube, daß die Welt geistiger Einsichten mit der Welt realpolitischer Regelungen übereinstimmen muß, um zur Ordnung und Harmonie zu kommen. Denn ich lasse nicht davon: was ethisch richtig ist, das ist auch sachlich richtig — und was ethisch falsch ist, das ist auch sachlich falsch! — Gewiß, das ist wieder einmal eine jener axiomatischen Wahrheiten, für die ich persönlich keiner konkreten Beweise bedurfte. Im übrigen las ich aber kürzlich irgendwo, daß Gladstone dasselbe gesagt habe. In bezug auf die Gesellschaftsordnung haben solche Einsichten die Konsequenz, daß jedes Ziel den Einsatz adäquater Mittel erfordert. Man kann also die neue freiheitliche Ordnung, die uns vorschwebt, letzten Endes nicht mit den unfreiheitlichen Mitteln gutgemeinter perfektionierter Gesetzgeberei erreichen — wie man ja auch den Zustand des Friedens nicht mit Gewaltpolitik und Gewaltdrohung erreichen kann. Alle Bemühungen in dieser Richtung halte ich für falsch. Aber ich sehe auch Anzeichen dafür, daß die Umkehr des Denkens bereits begonnen hat.

Für mich selbst sind Wort und Schrift — obwohl ich auch in dieser Form demnächst wieder etwas vorlegen werde — nicht die einzigen Möglichkeiten, etwas Sinnvolles zu tun. Seit bald 10 Jahren nimmt mich ein Vorhaben in Anspruch, das so ähnlich wie

das Genossenschaftswesen eine Zwischenform aus Gemeinschaftssinn und Privatinitiative darstellt, auch seinerseits eine aus freiheitlichen Dispositionen hervorgehende gegenseitige Förderung der Mitmachenden werden kann. Es handelt sich um das Projekt „Wirtschaftsring" (s. TELOS Nr. 4, April 1958), das mir allerdings bis jetzt erhebliche Schwierigkeiten eingebracht hat. Die Staats- und Verbandsbürokratie war dagegen und es ist ein magerer Trost, daß der schweizer Wirtschaftsring, der mir weitgehend als Muster diente, im Mai dieses Jahres mit 12 000 angeschlossenen Unternehmungen und einem durchschnittlichen Jahresumsatz von ca. 60 Mill. sfr sein 25-jähriges Bestehen feiern konnte. — Doch die Dinge gehen auch in Berlin und im Bundesgebiet einmal ihrem Endstadium zu. Die Prozesse, die ich um die Durchsetzung der Sache führen mußte, liegen bereits beim Obersten Bundesgericht in Karlsruhe und beim Bundesverwaltungsgericht in Berlin, also in beiden Fällen in der letzten Instanz. — Der freundliche Leser wird mir zugutehalten, daß ich vom Ausgang der Sache eine ziemlich eindeutige Vorstellung habe, — über die ich mich hier nicht zu verbreiten brauche.

Ich sagte oben bereits, daß ich ein Steinbock bin. Der Steinbock erreicht seine Ziele nicht rasch vorwärtsstürmend wie der Widder, nicht mit schnaubender Kraft wie der Stier und nicht an sich reißend wie der Löwe; er ist ein Kletterer, der sich seinen Weg bahnt, Schritt für Schritt, und sich von keinem Gestrüpp abhalten läßt, und niemals auf halbem Weg umkehrt. Man kann ihn einmal eine Weile aus dem Auge verlieren — so, als ob er nun doch aufgegeben hätte — wenn man ihn aber wieder in den Blick bekommt, ist er unauffällig ein Stück weiter geklettert. Er erreicht sein Ziel spät, aber er erreicht es. — Ich bin nun nicht in der Lage, eine naturwissenschaftliche Erklärung für die Bestimmung des Menschen nach den Sternzeichen seiner Geburtsstunde zu geben. Aber mir scheint, ich müßte meinen ganzen bisherigen Lebensweg verleugnen, wenn ich nicht sehen wollte, daß mein Weg der Weg des Steinbocks war. Soweit „ich über mich" auch für die Zukunft eine Meinung haben kann, möchte ich also annehmen, daß ich auf diesem Weg bleiben werde — zumal die schwierigste Strecke möglicherweise schon hinter mir liegt.

Fortentwicklung freiwirtschaftlicher Vorstellungen

Vortrag von KARL WALKER
zur Hauptversammlung der "SOZIALWISSENSCHAFTLICHEN GESELLSCHAFT 1950 e.V."
26.April 1975 in Koblenz

Werte Freunde, meine Damen und Herren !

Wir kommen wohl alle, wie wir hier sind, von der Freiwirtschaftslehre SILVIO GESELL's her. Ich auch. Ich schicke das voraus, weil ich Sie bitten muß, nicht gleich schockiert zu sein über das, was ich zu sagen habe und sagen werde.

Worauf es ankommt .....

Wir befassen uns in der Sozialwissenschaftlichen Gesellschaft mit Problemen von weltweiter Bedeutung. Auf die Lösung dieser Probleme - resp. auf einen Beitrag zur Lösung dieser Probleme kommt es an; - nicht auf den Kult mit einer Person, und nicht auf die stereotype Wiedergabe alles dessen, was Silvio Gesell vor 8o Jahren aus der Sicht seiner Zeit gedacht, gesagt und geschrieben hat.

Machen wir die NWO nicht zur Bibel und verschliessen wir uns nicht der Einsicht, daß sich die Welt zwischen 1890 und 1975 weiterbewegt hat, und manche Reform-Idee von damals heute einfach deplaziert oder technisch nicht mehr möglich wäre. Verkennen Sie auch nicht, dass die wissenschaftlichen Vorstellungen, die Gesell aus seiner Zeit übernommen hat - er hat ja seine eigene Theorie auch nicht auf frei erfundene Fundamente gestellt - möglicherweise noch Denkfehler enthalten könnten, die vom Ursprung her nicht seine Denkfehler waren.- Machen wir ihn also nicht zum Papst, der auch in der Beurteilung dessen, was andere gedacht haben, unfehlbar sein muß - und niemals einen Irrtum begehen oder einem solchen erliegen darf.

Es haben viele bedeutende Köpfe an der Theorie zum Bau der Wirtschaftsordnung gearbeitet. Von Aristoteles über Thomas von Aquin, Adam Smith, D.Ricardo, Jean Baptiste Say, Quesnay, Proudhon, Marx, Böhm-Bawerk, Eucken, Sombart, Wicksell, Cassel, Irving Fisher bis Keynes reicht die Reihe, in der noch viele nicht genannt sind. Aber irgendwo in dieser Reihe der wichtigsten Köpfe hat auch Gesell seinen Platz. Es hat jeder seinen Beitrag zur Aufhellung der Probleme geleistet, aber nicht alles konnte von bleibendem Wert sein. Die Bilanz macht man unter dem Strich, wenn die Irrtümer und Fehler abgezogen und ausgemerzt sind; und da bleibt bei Gesell immer noch so viel übrig, dass es gerechtfertigt ist, ihn in die Reihe der bahnbrechenden Köpfe einzugliedern.

Seine Kapitalismustheorie, Urzins-Theorie, Krisentheorie, Grundrenten-Theorie mit allen daraus abgeleiteten Reformvorschlägen gehört zu den Leistungen, die ihm m.E. keiner streitig machen kann.

Anders scheint es mir mit seiner Geldtheorie zu sein. Ich sage das nicht leichtfertig hin - denn wenn die Theoretiker der Freiwirtschaftslehre darauf beharren wollten, daß das richtig sein müsse, was Gesell an Grundlagen seiner Theorie aus den fachwissenschaftlichen Ansichten seiner Zeit übernommen hat, dann kann seine Theorie nie zu einem Erfolg kommen; - auch wenn seine Schüler absolute Handlungsfreiheit bekämen, würde nur ein Fiasko daraus. Auf der Basis einer falschen Theorie schlagen selbst richtige Dispositionen in Mißerfolge um.

Diskussion um die Werttheorie

Also: zum Stichwort der "falschen Theorie", des falschen Fundaments: Gesell hat in den Vorstellungen seiner Zeit die Werttheorie verworfen. Es finden sich bei ihm jedoch wenig Erklärungen, wie er dazu kam. Er zitiert Gottl, Zuckerkandl, Böhm-Bawerk, ohne nähere Quellenangaben, denen man nachgehen könnte. Sicher ist aber, dass die Werttheorie damals offenbar gerade in der Diskussion war. Von Gottl ist 1906 etwas erschienen. C.W.Mitchell hat um 1900 etwas gegen die Werttheorie geschrieben und die "Staatliche Theorie des Geldes" als führende nominalistische Theorie des Geldes von dem Straßburger Professor G.F.Knapp ist 1905 erschienen. Die Abkehr von der Werttheorie und die stärkere Hinwendung zum Nominalismus und zur Quantitätstheorie, die übrigens schon zum Beginn des 19. Jahrhundert von Cantillon (1680-1734) vertreten wurde, lag also in diesen Jahren im Zuge der Zeit. Und da nun Karl Marx auf die (richtige) klassische Werttheorie seine (anfechtbare) Mehrwerttheorie gründete, ist mir die temperamentvolle Ablehnung des „Hirngespinstes" durch Gesell nicht ganz unverständlich. Dazu kam aber noch, dass die geldtheoretischen Gegenspieler, die Verfechter der Goldwährung in der Verflachung ihres Denkens gar nicht mehr wußten, was den Gehalt der Werttheorie ausmacht; so haben doch Bamberger und Helfferich ziemlich einfältig und falsch argumentiert, das Gold habe einen "festen inneren Wert". Dies ist aber nach der klassischen Werttheorie (Arbeitswert- resp. Produktionskosten-Theorie) blanker Nonsens.

Ich muß also jetzt auf die Basis der "Arbeitswert-Theorie" zurückkommen, bitte aber nicht gleich mit Steinen zu werfen und mich zu verdächtigen, ich sei jetzt Marxist geworden. - Meine "Überlegungen zur Werttheorie" waren einige Zeit als kleines Schriftchen im Umlauf, sind aber z.Zt. wohl vergriffen. Um was dreht es sich also ?

Wirtschaftliche Werte kommen schon nach Aristoteles, Thomas von Aquin, Adam Smith, Ricardo u.a. als geschaffene Güter nur durch Arbeit zustande; Arbeit ist zeitraubende, vielfach mühselige Leistung.

Was die Natur umsonst gibt, Licht, Luft, Erde - ist nicht „geschaffen", hat also keinen (Produktions- oder Arbeits-) Wert; es kann aber (wenn ein Grundrentner kassiert) einen Preis haben. Man sollte dies, wenn man volkswirtschaftliche Probleme klären will, auseinanderhalten und nicht die Begriffe willkürlich vertauschen.-

Um einige dieser Vertauschungen richtigzustellen: Das Glas Wasser (am Gebirgsbach geschöpft) hat keinen Produktionswert, weder bei Adam Smith, noch bei Karl Marx (oder gar beim Walker) - aber in der Wüste kann es einen Preis haben. Der Eisschrank am Nordpol - auch ein beliebtes Demonstrationsobjekt gegen die Werttheorie - hat seinen Produktionswert, aber am Nordpol ist er nicht zu verkaufen, da hat er keinen Preis (und wer ihn da hingeschafft hat, muss ein Tölpel gewesen sein). Ähnlich ergeht es dem Ofen am Äquator.- Das sind alles so Paradestücke, mit denen man durch einfaches Vertauschen von Arbeitswert und Marktpreis täuschen kann. Auch die "blaue Mauritius" oder die "Mona Lisa" gehören nicht zu den Dingen, die unter die volkswirtschaftliche mehr oder weniger arbeitsintensive Wertschöpfung fallen. Was wir gemeinhin "Liebhaber"- oder "Seltenheits-Wert" nennen, das ist nur der Preis. Auch der Boden hat keinen "Wert" im Sinne der Arbeitswerttheorie; er ist nicht mit Arbeit herstellbar. Er hat aber einen Preis, die kapitalisierte Grundrente.-

Es ist - wenn man Klarheit gewinnen will - einfach unzulässig, diese verschiedenen Wertbegriffe, Liebhaber-, Seltenheits-, Gebrauchswert, Kapitalwert, - die es ja nun einmal auch gibt, partout in Diskussionen einzuschieben, in denen es vom Thema her seit Jahrtausenden auf der ganzen weiten Welt um das zeitaufwendige, mühselige "Werte-schaffen",

um das "Wirtschaften" geht. Und noch eines: man kann das Faktum der "Wertschöpfung" auch nicht mit der Preistheorie allein in den Griff bekommen.

Um die Probleme der Gegenwart zu verstehen, muß man wohl mitunter die Entwicklungslinie von der Vergangenheit her wieder freilegen. Ich greife nun etwas weit zurück, wenn auch nicht weiter als nötig:

Probleme der Gleichwertigkeit

Versetzen Sie sich einmal zurück in die Anfangszeiten der Arbeitsteilung. Da haben wir z.B. die Auswanderer aus der Alten Welt nach Amerika, wie sie sich in einem Flußtal angesiedelt haben. Der eine geht jagen und Früchte sammeln, der andere fischen; einer macht Körbe, wozu er sich die Weiden am Fluß schneidet, ohne etwas bezahlen zu müssen. Der andere formt Töpfe, Krüge und Schüsseln aus Tonerde, die ihn (vorderhand) auch nichts kostet. Und so sind nach und nach vierlei Dinge in der Herstellung, Hausrat, Möbel, Kleidung, Gerätschaften; und währenddessen hat auch einer entdeckt, daß der Fluß goldhaltigen Sand führt. Ihn reizt es nun, das Gold aus dem Flußsand herauszuwaschen. Das alles ist Wertschöpfung durch Arbeit.

Wir kommen zum 2. Akt: Da keiner von diesen Produzenten alle seine Er= zeugnisse zum Selbstverbrauch hergestellt hat, treffen sie sich von Zeit zu Zeit mit ihren Produkten auf dem Markt, um sie untereinander aus= zutauschen. Dabei zeigt sich aber folgendes:

Alle Güter, die zum Markt gebracht werden, haben zwar eines gemeinsam: dass sie nicht vom Himmelgefallen sind, sondern mit zeitaufwendiger mühsamer Arbeit, die keiner vergessen kann, weil sie ihm in den Knochen steckt, hergestellt wurden.- Die Güter unterscheiden sich aber darin voneinander, daß fast jedes Gut einen anderen Arbeitsaufwand erforderte. Diese Ungleichheit des Herstellungsaufwandes wird als Ungleichheit der "Arbeitswerte" wahrgenommen. Austauschbar sind aber nur Güter, die in der sachkundigen Abschätzung der Marktpartner zwar nicht gleichartig, wohl aber gleichwertig sind. In diesen Fällen geht der Tausch glatt von statten, so ungefähr wie bei einem Pfund Äpfel gegen ein Pfund Birnen, oder auch bei einem Pfund Äpfel gegen 1/2 Pfund Erdbeeren. Wenn sich aber zwei Marktpartner mit Arbeitserzeugnissen gegenüberstehen, die auf der einen Seite ein Paar Stiefel und auf der anderen Seite eine Schubkarre geworden sind, ist es nicht damit getan, daß der eine die Stiefel gebrauchen könnte und der andere die Schubkarre ganz gerne nähme. Beide Güter sind nämlich Wertschöpfungen unterschiedlicher Größe und obendrein auch noch unteilbar. Der Tausch kommt nicht zustande, weil sich die Menschen schon seit altersher nur bei Gleichwertigkeit einigen können, wie bereits von Aristoteles festgestellt.

Daraus darf nun also mit einigem Recht gefolgert werden, daß da etwas ist, das die Bezeichnung "Wert" erhalten hat und das im Markt als Maß- stab benutzt wird, um den angemessenen Gegenwert zu bestimmen. - Nun kommen aber unsere ganz Klugen, die zum Messen einen Zollstock mitbringen und haargenau beweisen, daß man sogenannte "Werte" nicht messen könne. (Ich erinnere mich an solche Diskussionen im Kreise der Fysiokraten mit Hans Timm in Berlin). Wer so daherredet, der weiß nicht oder denkt nicht daran, daß es so etwas wie ein"statistisches Mittel"gibt. - Wenn eine große Zahl von Menschen unter gleichen Bedingungen dieselbe Arbeit zu verrichten haben, stellt sich bei jeder Arbeit, bei jeder Wertschöpfung eine gewisse durchschnittliche Stundenleistung als Norm heraus. Diese Normen sind das "Maaß" der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit.

Vor gut 50 Jahren hat mir mein Schneider in Berlin - er war kein Fysio- krat - erklärt, daß jeder Schneidergeselle für die Anfertigung eines Herrenanzuges, für jedes Stück, Hose, Weste, Jackett, eine ganz bestimmte

Arbeitszeit zugebilligt bekommt - und das galt tariflich für tausende und abertausende von Schneidergesellen.- Ich habe mir damals über den Widerspruch zu den Ansichten der Fysiokraten noch keine Gedanken gemacht. Aber was wäre denn nun die Grundlage der Höherbewertung eines fertigen Anzuges gegenüber der Lieferung von 2,5 mtr Stoff der gleichen Art mit Zutaten, wenn nicht die geleistete Arbeit ?

Während die Betriebswirtschaftslehre ganz selbstverständlich mit der Werttheorie - Arbeit und Arbeitszeit - umgeht ohne von „Werttheorie" zu reden, wälzen die Freiwirte immer noch die Behauptung durch ihre Schriften, dass es „keinen Wert gebe."

Noch ein Beispiel aus unserer Zeit:
Überlegen wir doch einmal - was erfaßt denn z.B. die General Motors AG anderes als die genaue Wertschöpfung der Fertigungsarbeit an einem Auto, wenn sie für 20 000 Mann am Fließband die Fließbandgeschwindigkeit so einstellt, dass jeder Mann für jedes Werkstück, das an ihm vorüberrollt, 55 Sekunden für seine Arbeitsleistung zugemessen erhält ? - Ist das nicht eine bis zur äussersten Perfektion getriebene - ja geradezu schon pervertierte, entartete Anwendung der Werttheorie ?

Gold als teilbare Wertschöpfung

Aber jetzt noch einmal zurück zu unseren Siedlern und ihren Problemen der ungleichen Werte: Da hatten wir doch noch einen Mann, der am Fluß in wochenlanger Arbeit Gold aus dem Flußsand herausgewaschen hat. Dieses Gold ist seine "Arbeitswertschöpfung". Aber diese seine Wertschöpfung ist ein teilbarer Stoff; dieser Siedler kann also beispielsweise die Goldausbeute eines Tages für einen Korb geben - den der Markt als Tagesleistung des Korbmachers taxiert - und für die Schubkarre müßte er vielleicht die Goldausbeute von 14 Tagen geben.

Der Umstand also, daß Metalle, Gold und Silber, Wertschöpfungen sind - d.h. keinem ohne Mühe und Arbeit in den Schoß fallen - aber zugleich Wertschöpfungen, die man quanteln und stückeln kann, hat dazu geführt, dass diese Metalle zum Gelde werden konnten. Sie entsprachen dem Ur-Erfordernis des Marktes, dass Werte gegen Werte getauscht werden (Werte gegen Nichts herzugeben, ist marktwirtschaftlich nicht denkbar); und sie entsprachen dem weiteren Erfordernis, den Metallgeld-Gegenwert jedem anderen Tauschgut durch Bemessung der Quantität so anzupassen, dass der marktwirtschaftliche Güteraustausch für alle denkbaren Erzeugnisse möglich wurde.-

Die schnellfertigen Theoretiker, die so schlau sind, das Geld hinterher als Rechnungs-Einheit zu definieren, sollten nicht vergessen, daß lange Perioden der Markterfahrung verstreichen mußten, bis es sich eingebürgert hatte, dass eine bestimmte Menge Metall, die eine bestimmte Menge Arbeitsleistung repräsentiert, eine Bezeichnung trägt, die man als Maß für andere Arbeitsleistungen benutzen kann. Das leere Wort allein hätte nicht genügt, "Rechnungseinheit" zu werden !

Marx spricht beim Gold symbolisch von der "am dichtesten geronnenen Arbeiszeit"; - und wer nun nicht gerade eine nutzlose Wortklauberei betreiben will, der versteht schon, wie das gemeint ist. Der Wert, aus Arbeit und Zeit hervorgegangene Leistung, ist kein leeres Wort.

Denken wir doch einmal ein wenig nach: Wenn „die Arbeit der wahre Maßstab des Tauschwertes alle Waren ist" (Adam Smith), dann ist es im Grunde gleichgültig, ob einer Körbe macht oder Töpfe formt, oder Schubkarren baut - oder Gold aus dem Flußsand wäscht. Die Werte der Arbeitsleistung stecken im einen wie im andern.

Geldschöpfung nach Warenwert

Das Bestreben der Menschen ist jedoch in der Vergangenheit wie heute, mit möglichst wenig eigener Wertschöpfung möglichst viel Wertschöpfung von den anderen zu erstehen. Die Entscheidung hierüber fällt aber nicht auf der Produktionsseite, sondern auf dem Markt; und da kann der Gegenwert, der Preis, nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage sowohl über wie auch unter dem Wert liegen, den einer erwartet hat. Daß Wertschöpfung und Preisbildung zweierlei sind, hat auch Karl Marx gewußt. Aber Marx konnte den Sinn nicht finden, der in diesem Pendeln zwischen Wertschöpfung und Preisbildung liegt, die Steuerungsfunktion des freien Pendelns, die Selbststeuerung der Produktivkräfte paßte nicht in sein Weltbild.

Aber diese Steuerungsfunktion wirkte sich nun einmal auch dahingehend aus, dass bei reichlichen Goldfunden zu viele sich auf die Goldgewinnung stürzten - wodurch die übrige Produktion vernachlässigt wurde.

Gleichzeitig offenbarte sich aber in dem Überangebot von Gold, daß der "Arbeitswert der Goldschöpfung" gegenüber dem Arbeitswert der Ware geringer geworden sein muß; deshalb auf dem Markt: mehr Gold für weniger Ware = Preisanstieg.

Im entgegengesetzten Fall verläuft der Prozeß umgekehrt. Wenn die Fundstätten erschöpft und die Ausbeute der Erze magerer geworden sind, wird das Gold "wertvoller". Mehr Arbeit ist mehr „Wert"; so ist in diesem Fall das Arbeitswert-Gleichgewicht zwischen Goldproduktion und Warenproduktion nach der anderen Seite hin gestört. Jetzt gibt es weniger Gold für mehr Ware.-

Vom Arbeitsaufwand her gesehen (und nicht vom Markt !) sind Gold und Waren nach Marx Äquivalente; - und die Marktpreisschwankungen sind zu diesem Teil gerade dadurch bedingt, daß sich der nominelle Ausdruck der Äquivalenz durch die Änderung des Arbeitsaufwandes in der Goldgewinnung immer wieder verschiebt und neu fixiert werden muß.

Spätestens hier wäre für die Gesellianer ein Denkanstoß gegeben gewesen: Wenn nämlich Gold und Ware, weil und soweit sie gleiche Arbeitswerte repräsentieren, Äquivalente sind, dann sind auch alle Waren gleichgroßen Arbeitsaufwandes Äquivalente.- Hinter dieser Selbstverständlichkeit kommt man zu der Einsicht, dass man nicht darauf angewiesen ist, partout die "Wertschöpfung" Gold u. Silber zu monetisieren (zu Geld zu machen), sondern daß man das auch mit der Wertschöpfung aus der Warenproduktion machen kann. Aus der Entwicklung des Metallgeldes hätte man nur eines lernen müssen: daß es bei der Geldschöpfung darauf ankommt, keinen zu Geld kommen zu lassen, der nicht eine adäquate Wertschöpfung in den Markt gegeben hat. -

Eine solche Regelung läßt sich auf der Basis der Werttheorie begründen; es ist eine sehr einfache Lösung. Gesell hätte in näheren und besseren Kontakt mit Friedrich Bendixen kommen müssen. Die beiden hätten sich großartig ergänzen können - aber sie haben beide aneinander vorbei argumentiert und sich gegenseitig nicht sonderlich geschätzt. Bendixen wurde von Gesell in der NWO in einer Fußnote ein einziges mal abschätzig genannt. Ich habe das Buch von Bendixen "Geld und Kapital" vorliegen - anscheinend hat es nie einer unserer Altfreiwirte gelesen -; es ist von ausgezeichneter Klarheit - gegen die Metallwährung - und erläutert einfach und überzeugend, wie die Geldausgabe mit der Güterproduktion konform geschaltet werden kann. - Doch dies wäre nun ein anderes Thema und kann hier noch nicht dazwischen geschoben werden, bevor unser heutiges Thema geklärt ist.

Werttheorie contra Quantitätstheorie

Ich gehe von der Feststellung aus, daß die Werttheorie entgegen unserer jahrzentelangen Annahme richtig ist.
Wenn sie aber richtig ist (bitte mitdenken, ich bin nicht unfehlbar !), dann ist die Quantitätstheorie á priori, d.h. von vornherein, falsch ! Zwei verschiedene Theorien können nicht beide richtig sein !
Wie prüft man nun so etwas ? - Die Anstöße zu einer Nachprüfung kamen mir von Planspiel-Experimenten her. Wesentliches Material dazu hat aber die Geschichte des Geldwesens beigesteuert, nachdem ich wußte, was ich zu untersuchen habe.

Die Überprüfung der bereinigten Quantitätstheorie hat sich auf zwei Fragen zu erstrecken:
1) ist es die Quantität des Geldvolumens, die das Preisniveau bestimmt ?
und 2) hat die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes die ihr zugeschriebene - gegebenenfalls inflationistische - Wirkung ?

Beginnen wir mit der Quantität. Dazu müssen wir mit Gesell in die Zeiten der reinen Metallwährung zurückgehen, weil hier noch kaum eine Verfälschung des Resultats durch zusätzliches Papiergeld vorkommen kann.

Geldvermehrung geht also auf reichliche Gold- und Silberfunde und Geldmengenabnahme auf auf das Versiegen der Erzgruben zurück. Beides ist richtig, dennoch ist aber die Frage offen, ob die Veränderung der Geldquantität oder die Veränderung der Produktionskosten in den Gold-und Sibergruben das Gleichgewicht der Preise stört.

Nun stelle ich folgende Überlegungen an - und dazu habe ich lange Zahlenreihen aus den Statistiken (Helfferich, Soetbeer) über die Gold- und Silberfunde vom Ende des 15. Jahrhunderts bis zum Anfang des neunzehnten kontrolliert und zusammengestellt, -:

Wenn Menge überhaupt einen Einfluß hat, dann müßte schließlich die Menge des schon vorhandenen Geldes im Laufe der Zeit - z.B. in 300 Jahren - gegenüber dem jährlichen Zuwachs aus der Neuproduktion eine so überragende und stabilisierende Bedeutung gewinnen, daß die Schwankungen im jährlichen Zuwachs an Wirkung verlieren müßten.-

Ferner müßte man, wenn man meint, daß es die Geldmengenveränderung - nach oben oder nach unten - sei, die das Preisniveau beeinflußt, auch einmal sagen können, wo eigentlich die Reagibilitätsschwelle liegt. Es ist doch klar: wenn z.B. unsere heutige Geldmenge um 5.- Mark vermehrt wird, kann natürlich das Preisniveau nicht reagieren; aber zwischen 5 Mark und 5 Milliarden Mark muß doch wohl irgendwo ein Punkt sein, an welchem die Mengenveränderung zu wirken beginnt.- Sie wissen alle, wie ein Thermostat funktioniert. Ein Thermostat ist auf eine "Soll-Leistung" der Raumwärme eingestellt. Da ist also ein Punkt, von dem man weiß, daß er die Reagibilitätsschwelle darstellt, von diesem Punkt aus wird die Brennstoffzufuhr so reguliert, also gefördert oder gedrosselt, daß die Raumwärme stabil bleibt. In der Quantitätstheorie des Geldes gibt es so etwas nicht; das Rezept der Indexwährung ist nur ein Vorschlag zum pragmatischen Experiment.
Schließlich aber müßte eine ausgeglichene Konjunkturlage, die in einer gerade vorausgegangenen Periode mit einem bis dato ausreichenden Geldvolumen möglich war, mit demselben Geldvolumen auch in der anschliessenden Periode möglich sein. - Daß beim Ausfall neuer Geldzufuhr kein weiteres Wachstum mehr möglich sein soll, mag im Rahmen der Quantitätstheorie noch glaubhaft klingen. Keinesfalls aber rechtfertigt das Ausbleiben der Geldvermehrung gleich den Sturz in die Krise !

Warum ist nun aber plötzlich nicht mehr möglich, was gerade zuvor noch möglich war ? -

Denken Sie jetzt bitte mit - am Exempel einer Krise zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, als die Metallwährung noch herrschend war. Fritz Schwarz schrieb dazu, dass Ricardo die Wertsteigerung des Goldes (wegen nachlassender Ergiebigkeit der Erzgruben) auf 10 Prozent geschätzt habe, was also einen entsprechenden Preisdruck auf alle gewerbliche Produktion bedeuten mußte.

Nun hatte aber die Weltgoldförderung nach den vorliegenden Statistiken von 1493 bis 1810 mit einigen Schwankungen der jeweiligen Jahresförderung einen Goldbestand von 3 725 t anwachsen lassen. Gleichgültig, wie viel davon anderweitig verwendet wurde - wir kompensieren diese anderweitige Verwendung der Einfachheit halber mit den nicht erfaßten Beständen, die vor 1493 schon da gewesen sein müssen,- der Bestand an Währungsmetall ist jedenfalls von Jahr zu Jahr größer geworden - 300 Jahre lang.

Die letzte noch in die Konjunkturperiode fallende (ausreichende ?) Goldförderung belief sich in den 3 Jahrzehnten von 1780 bis 1810 auf 17,8 t jährlich. Ab 1811 nahm jedoch die Förderung in den bis dato erschlossenen Fundstätten ab; die Arbeit in den Gruben wurde kostspieliger und erbrachte im laufenden Jahrzehnt per anno nur noch 11,5 t Gold, also 6,3 t weniger als vorher. Dies sind die monetären Fakten für den Konjunkturknick.

Mit einer Quantität Geld, die aus einem Goldbestand hervorgegangen ist, der mit 3 725 t rechnerisch 333 mal größer war als die in Rede stehende durchschnittliche Jahresgoldförderung der Krisenperiode, war also nichts dagegen auszurichten, daß sich die Wertrelationen zwischen Geld und Ware verschieben mußten. - Dabei ist doch die Geldmenge nicht etwa kleiner geworden; sie hat sogar noch zugenommen - nur eben um 6 300 kg jährlich weniger als vor der Krise. Der Ausfall gegenüber der vorhandenen Menge betrug also praktisch nur 1,7 Promille, nicht einmal 2 Tausendstel von 3 725 t ! -

Man stelle sich doch einmal vor, die Jahresgoldförderung des ersten Krisenjahres 1811 ergäbe einen massiven Goldwürfel von je 1 mtr Kantenlänge (1 m^3 = 1 Kubikmeter). Dann würde die vorher schon vorhanden gewesene Quantität Gold einen Turm solcher Würfel höher als der 300 mtr hohe Eiffelturm ergeben !

Vielleicht verstehen Sie jetzt meine Frage nach der "Reagibilitätsschwelle" besser: Von welcher Höhe der „quantitativen Überlegenheit" her soll denn die Quantität endlich einen bemerkbaren Einfluß gewinnen ? Man könnte natürlich, wenn nötig, noch mehr solcher Proben anstellen.

Doch lassen Sie nun nach Kenntnis dieses Sachverhalts, den vorher niemand untersucht hat, die schlichte Logik zum Zuge kommen, dass die jeweils schon vorhandene Geldmenge im Metallgeld-System überhaupt keinen Einfluß auf die Preise hat, - wohl aber hat die Wertsteigerung des Goldes, die ihren Grund einzig in dem höheren Arbeitsaufwand der Goldgewinnung hat, diesen Einfluß.

Aber nicht nur, daß die vorhandene Gold-Geld-Menge überhaupt keinen Einfluß auf die Warenpreise hat, schlägt im Gegenteil die Wertsteigerung, die sich bei der Neuförderung von Gold aus der Erhöhung des Arbeitsaufwandes bei einer so kleinen Menge wie 11,7 t Jahresförderung ergeben hat, sogleich schon auf alles seit Jahrhunderten vorhandene Gold durch ! Alles Gold - 3 725 t - wird „wertvoller", ganz entgegengesetzt der Bedeutung der Quantität, nur weil nunmehr eine Menge von 3 Promille mit einem höheren Arbeitsaufwand gefördert wird; oder würde vielleicht einer von Ihnen sein altes längst vorhandenes Gold zum gleichen Tauschwert hergeben, wie früher ? - wo er doch weiß, dass das neugewonnene einen höheren Tauschwert hat ? -

Zusammenfassung: das allgemeine Tauschverhältnis zwischen Metallgeld und Waren wird vom jeweiligen (schwankenden) Arbeitsaufwand im Erzbergbau,

resp. auf den Fundstätten bestimmt, und nicht vom Verhältnis der Quantität Geld zur Quantität der Waren.

Ich habe dieselbe Nachprüfung auch auf das Silber ausgedehnt. Hier wird der Gesamtbestand mit 125.686 t ausgewiesen; die letzte "befriedigende" Förderung im Jahre 1810 waren 894 t, der Rückgang auf 540 t bedeutete 4 Promille Zugang zum Weltbestand. Silber stand im Verhältnis zum Gold wie 1: 15; Gold war 15 mal mehr wert. Die konjunkturelle Wirkung der Produktionskostensteigerung ist dieselbe wie beim Gold: Wertsteigerung konform mit dem Gold, sodaß sich auch von dieser Seite der gleiche Wertanpassungstrend den Waren gegenüber durchsetzen mußte.

Und wer nun etwa noch meinen sollte, das sei nicht ganz zuverlässig, es habe ja damals doch auch schon irgendwo Papiergeld gegeben (England z.B.) und in welchem Umfang das Papiergeld Einfluss gehabt habe, sei ja jetzt nicht mehr kontrollierbar, - - der sollte gleich bedenken, dass er damit nur meine Auffassung von der Sache noch untermauert. Denn wenn Papiergeld noch zur Vermehrung der Menge des Geldes beigetragen hat - was ich nicht bestreiten würde - dann ist es quantitätstheoretisch erst recht unbegreiflich, wieso es eine Preisniveauveränderung mit Krise geben mußte.-

Soviel also zur rohen Quantitätstheorie (von Bodin, (1530-1596) begründet, von John Locke, 1632-1704, durch das Beispiel der Waage erläutert, und dann auch von Hume, Davanzati u.a. vertreten)

Daß diese Theorie nicht richtig sein konnte, hat sich gerade am Bild der Waage frühzeitig gezeigt. Geldmenge und Gütermenge waren schließlich schon im 16 und 17. Jahrhundert so unterschiedliche Größen, daß sie sich unmöglich die "Waage halten" konnten. Es mußte also noch etwas anderes auf der Gegenseite zum Gütervolumen mitwirken. So kam man auf die Umlaufgeschwindigkeit als Ergänzung zur Menge, zuerst von Cantillon (1680 - 1734) entwickelt.

Faktor „U" - Umlaufgeschwindigkeit

Die Theorie von der Umlaufgeschwindigkeit wurde nun zur vervollständigenden Erklärung (und einstweiligen) Rettung der Quantitätstheorie. Ich sage "einstweilig", denn auch nach dieser Vervollständigung bleibt die Theorie immer noch falsch; denn, noch einmal gesagt: wenn die Werttheorie richtig ist, kann keine zweite Theorie "auch richtig" sein ! Da hilft auch keine Mathematik.

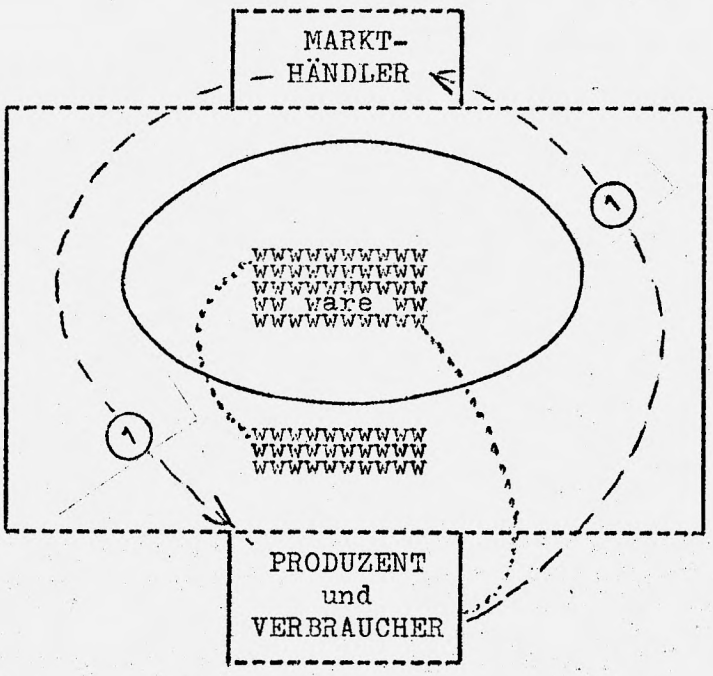
Ich werde Ihnen jetzt zeigen, wo der Denkfehler liegt, auf den ich ja auch nur durch Planspiel-Konstellationen gekommen bin (von denen Gesell noch nichts wissen konnte !).

Wir brauchen das Exempel nicht gleich durchzuspielen. Ich sage es Ihnen an - es ist ganz einfach - wie Sie es zuhause nachprüfen können:

Setzen Sie sich zu einem gegenübersitzenden Partner an den Tisch. Zeichnen Sie mit Kreide einen Kreis auf den Tisch; dies ist der „Markt". Dann lassen Sie sich von Ihrer Frau eine Hand voll Kaffeebohnen geben, oder Zuckerstückchen oder ähnliches; davon setzen Sie abgezählt genau 50 Stück als "Waren-Einheiten" auf den Markt.

Über diese 50 Wareneinheiten verfügt Ihr Partner; er ist "Markt" in einer Person. Mit der rechten Hand wird er den Einkauf tätigen, mit der linken den Verkauf. - Sie selbst spielen - auch in einer Person - die Doppelrolle als Produzent und Verbraucher. Sie verkaufen mit der linken Hand an den Markt und kaufen ein - für den Verbrauch - mit der rechten !

Nun können Sie natürlich die Kaffebohnen-Güter, die Sie "produzieren" und auf den Markt liefern werden, nicht während des Spieles herstellen; Sie bekommen also vorher ausserhalb des Marktes und nur zu Ihrer Verfügung eine Spielausstattung, sagen wir: eine "Produktions-Kapazität" von genau abgezählt, 30 Einheiten. Alles andere muß vom Tisch !



Und jetzt wollen wir "Geldumlauf" demonstrieren, nicht "Geldmenge" ! Zu diesem Zweck hat der Markthändler eine einzige Geldeinheit in der Kasse (meinetwegen von der Bank auf der Basis eines diskontierten Wechsels, der in 90 Tagen wieder eingelöst werden muß, erhalten).

Nehmen wir an, diese Geldeinheit entspreche dem marktwirtschaftlichen Gegenwert, dem "Preis" der Waren-Einheit; wer da meint, das sei eine willkürliche Annahme, der muß sich eben die Waren-Einheit größer oder kleiner vorstellen - der Handel kommt selbstverständlich nur bei marktwirtschaftlichem Gleichgewicht zustande.

Sonstiges Geld ist nicht "im Verkehr". Um zu Geld zu kommen, müssen Sie als Produzent nunmehr eine Wareneinheit an den Markt verkaufen. Sie bekommen das Geld, Ihr Gegenspieler die Ware. Mit dem erlösten Geld können Sie nun als Verbraucher auf der anderen Seite des Marktes irgend eine andere Ware gleichen Marktwertes herauskaufen. Diese Ware verschwindet im "Verbrauch", während Ihre Lieferung auf dem Markt bleibt.

Da nun aber das Geld wieder auf dem Markt ist, kann der Einkäufer des Marktes genau wie zuvor wieder eine Wareneinheit bei Ihnen (in Ihrer Eigenschaft als Produzent) kaufen. Den Einkauf legt er zu seinen Beständen und Sie haben wieder nichts Einfacheres zu tun, als mit dem empfangenen Geld auf der anderen Seite des Marktes - rechts, wo der "Verkauf" stattfindet - eine gleichwertige andere Wareneinheit für den Verbrauch herauszukaufen.-

Dieses Spiel machen Sie nun hintereinander weg mehrfach. Machen Sie es bedächtig, bis Sie jede Operation fast im Schlaf machen können; und dann machen Sie ruhig einmal etwas "Umlaufbeschleunigung",bis es nicht mehr schneller geht.- Wenn Sie dann aber - erst in langsamem und danach in schnellerem Geldumlauf - etwa 20 Wareneinheiten vom Markt weggekauft, ihr letztes Geld wieder in den Markt hineingegeben haben, können Sie ja eine Pause einlegen und ein bißchen nachdenken:

Die Formel der bereinigten Quantitätstheorie $G \times U = N$ oder $\frac{G \times U}{W} = P$ besagt doch, daß die Umlaufgeschwindigkeit ein Multiplikator der Geldmenge sei; und daraus haben wir immer abgeleitet, die Umlaufgeschwindigkeit müsse bedenklich sein, weil sie doch - je mehr sie gesteigert wird - die Nachfrage so vergrössern könne, dass diese gegebenenfalls den Markt über= schwemmt. Dies aber müsse zur Inflation führen, weil das rascher und immer rascher wiederkehrende Geld sich einseitig zu einer Gesamtnachfrage auf= blähe, die das Güterangebot schliesslich übersteige.-

Nun prüfen Sie einmal die Lieferfähigkeit Ihres "Marktes": An Anfang hatten Sie 5o Wareneinheiten - wieviel sind es jetzt (nach der mehr oder weniger intensiv gespielten "Umlaufsgeschwindigkeit) ? - - - - - - - - - - - - - -

Genau so viel wie am Anfang ! -

"Niet möööglich !!!"- hätte ein berühmter Clown dazu ausgerufen. - In= zwischen könnten Sie aber herausgefunden haben, warum das so ist.(Eine Wissenschaft ist nicht fertig, wenn sie angeben kann, daß etwas so und so ist; sie ist erst fertig, wenn sie erklären kann, warum es so ist !) Jeder Geldausgabe und Marktentnahme muss eine Geldeinnahme aus Marktzufuhr vorausgegangen sein, ganz gleichgültig, in welchem Tempo Ein- und Verkauf abgewickelt werden. Marktzufuhr ist ein fliessender Strom. In diesen Strom mündet jede Leistung unserer arbeitsteiligen Wirtschaft ein, die gegen Entgelt erbracht wird; und zwar unabhängig davon, ob sie noch in der weiteren Verarbeitung schwimmt oder schon auf dem Verbrauchs- oder Investitionsgütermarkt angekommen ist.

Dieses Faktum "Marktzufuhr" ist in der bekannten mathematischen Formel, so altehrwürdig sie inzwischen geworden ist, noch nie erfaßt worden ! - und ich bin sicher, ich wäre auch nicht darauf gekommen, wenn ich nicht in Planspiel-Situationen auf die konkrete Unstimmigkeit gestoßen wäre.

Wenn Sie aber jetzt gerade dabei sind, ein bißchen zu experimentieren, können Sie auch gleich noch ein anderes aufschlußreiches Exempel durch= spielen:

Nehmen Sie an, der Staat vermehrt die Geldmenge - vielleicht weil die Rindfleischpreise und Kartoffelpreise gefallen sind, und weil der Finanz= minister Geld braucht -. Lassen Sie also einen dritten Mann, den "Staat" nur ein einziges mal eine zusätzliche, aus "Nichts geschöpfte" Geld= einheit wie die im Umlauf befindliche zum Einkauf auf dem Markt verausgaben. Der Staat nimmt die reale Ware an sich und verbraucht sie; und der Markt hat jetzt mehr - sogar um 1oo % mehr - Geld.

Spielen Sie damit weiter: Einkauf - Verkauf - Einkauf - Verkauf - mit allem zur Verfügung stehenden Geld, langsam oder schnell, wie Sie wollen, bis es aus irgend einem Grunde nicht mehr geht. -

Warum geht es nicht mehr ? - Nun, weil die Produktionskapazität - dar= gestellt in den zugeteilten 3O Wareneinheiten - erschöpft ist. Wenn ein Produzent nicht mehr liefern kann, bekommt er natürlich auch kein Geld. Hieraus können Sie als Weiteres die den Quantitätstheoretikern auch ent= gangene Lehre ziehen, dass die Umlaufgeschwindigkeit gebremst, gestoppt wird, sobald die Lieferung ausfällt. Wer nichts liefert, kann doch kein Geld einnehmen, folglich kann er es auch nicht in „Umlaufbeschleunigung" weiter zirkulieren lassen. Das Tempo im Fluß der Produktion ist die Höchstgrenze auch des monetären Umsatzes.-

Sie haben aber jetzt noch eine weitere Klärung auf dem Tisch liegen: Nach der letzten Phase Ihres mit 2 Geldeinheiten getätigten Verbraucher= Einkaufs, muß uns doch die Frage interessieren, wie groß der durch die staatliche Geldvermehrung entstandene Inflationsverlust auf der Güter= seite geworden ist.

Aber suchen Sie die Lösung jetzt erst einmal theoretisch im Kopf, mit scharfem Nachdenken; und wenn Sie denken, den Sachverhalt erfaßt zu haben, dann machen Sie Bestandsaufnahme und prüfen nach, ob Ihre Lösung richtig ist. - Wie hat also die Verdoppelung der Geldmenge von dem Moment an, da sie vorgenommen wurde, die Marktbestände verändert ? -

Sie zählen jetzt die Marktbestände nach; und wenn Sie alles richtig gemacht haben, kommen Sie auf ... Wareneinheiten. Dieser Bestand ist nicht mehr so groß, wie zu Beginn, und es ist klar, daß das Minus den Inflationsverlust darstellt.

Und wenn Sie jetzt wissen wollen, wo der Fehlbestand hingekommen ist, müssen Sie an die Geldschöpfung des Fiskus denken. Aber eine weitere Minderung der Güterbestände, wie sie unsere Quantitätstheoretiker von der Zirkulation der verdoppelten Geldmenge erwarten würden, ist nicht festzustellen ! - Die Inflationsrate hält sich genau in der Höhe der illegitimen Geldschöpfung; - und ich meine, das ist auch in Wirklichkeit so.

Geldumlauf ist kein selbständiger Faktor; Geldumlauf ist am Anfang und am Ende nur eine Funktion der Einkommensbildung und Einkommensverwendung. Solange keiner zu Geld-Einkommen gelangen kann, ohne der Volkswirtschaft, dem Markt im weitesten Sinne, etwas geliefert oder geleistet zu haben, solange kann auch keiner zu lasten anderer Güter aus dem Markt herausnehmen. Dieser Sachverhalt ist in der Quantitätstheorie in keiner Weise erfaßt. Im Gegenteil: die Quantitätstheorie proklamiert ihre Geldschöpfung - z.B. zugunsten des Fiskus - auf rein hypothetischen Annahmen, die am elementarsten Erfordernis, wie eben gesagt, vorbeigehen. Wenn der Staat mit neugemachtem Geld kauft, fehlt doch die Güterzufuhr, die zur Stabilität erforderlich ist und in der normalen Zirkulation auch immer aufgebracht wird.

Ich kann nun verstehen, daß das Umdenken manchem unserer Freunde schwer fällt. Aber es ist dennoch das Vernünftigste, was jetzt zu tun bleibt. Mit falschen Theorien und auf falschen Wegen kann man nicht zu den richtigen Zielen gelangen. Das ist " ein Gesetz der Weltordnung" ! - Wenn also die Quantitätstheorie falsch ist, dann schlagen ihre Fehler mit Sicherheit auch in der auf die Quantitätstheorie gegründeten Währungspolitik durch. Wie sich das chronologisch und in der Systemordnung darstellt, kann hier nicht auch noch aufgeführt werden. Es würde zu weit führen, zumal meine Hörer und Leser erst einmal mit dem ins Reine kommen müssen, was sie bis jetzt gehört und gelesen haben.

Es ist genug Stoff zum Mitdenken - zum kritischen Mitdenken - und zum Weiterdenken.

==========

Karl Walker: „Fortentwicklung freiwirtschaftlicher Vorstellungen"

Vortrag vom 26.4.1975 - als Manuskript vervielfältigt für
SOZIALWISSENSCHAFTLICHE GESELLSCHAFT 1950 e.V. 465 Gelsenkirchen-Horst
Turfstraße 13, Postfach 3 - Postsch'amt Hamburg 10044 00-203

==========

Antwort auf kritische Einwände

Werte Freunde,

zu meinem vorläufig nur als Manuskript an einige unserer wissenschaftlichen Mitarbeiter gegebenen Schrift *„Das Weltwährungssystem – eine Kritik an den theoretischen Grundlagen und ein Entwurf zur Reform"* liegen mir nun verschiedene Stellungnahmen vor. Die positiven brauche ich nicht zu erwähnen, die abweichenden dagegen erfordern eine Klärung.

Vorausschicken möchte ich noch: Die Schrift ist auf Grund einer Ausschreibung aus den USA geschrieben. Sie ist in ihrer ganzen Diktion nicht für unsere Freiwirte gedacht. Ich mußte mich laut Vorschrift kurz fassen. Unsere Freiwirte aber brauchen ein umfangreiches Vorauserklären von Sachzusammenhängen, die auf den Randgebieten der Geldtheorie liegen. Außerdem ist die Gesell'sche Theorie von uns selbst niemals kritisch untersucht worden. Sie wird fast noch so vertreten wie vor achtzig Jahren, als *Gesell* seine ersten Einfälle zu Papier brachte: Geldpolitik mit Steuerpolitik, Druckerpresse und Ofen etc.

Ich habe in den letzten Jahren wiederholt gesagt, daß ich selber an die heute von mir angefochtenen Theorien geglaubt habe. Meine heutigen Einsichten sind mehr und mehr aus Modellexperimenten mit meinem Planspiel gewonnen. Leider haben in zehn Jahren aus den Kreis der Gesellianer keine 30 Mann auch nur an einem solchen Kursus teilgenommen. Und kaum ein Dutzend davon hat die ungeheuerlichen Möglichkeiten erkannt, die in der Arbeitsweise mit einem solchen Modell stecken.

Abgestandene Wiederholungen haben keine Überzeugungskraft. Und so viel an *Gesells* Theorie im Grund noch richtig sein dürfte, *Gesells* entscheidende Leistung läuft Gefahr, dennoch mit unterzugehen, weil auch das Festhalten von Ungereimtheiten, die Diktion und Dogmatik der Lehre den Ruch der Zeckenhaftigkeit an sich hat und nicht los wird. Ich habe mich jetzt jahrelang um die SG bemüht. Denn ich meine, wenn wir es mit diesem für die ganze internationale Bewegung einzigen Zusammenschluß für die wissenschaftliche Durchdringung der Probleme nicht schaffen, dann schaffen wir es überhaupt nicht mehr.

So viel zur Ausgangslage. Und nun noch etwas anderes. Ich bin keineswegs glücklich darüber, daß immer ich es sein muß, der an den morschen Zäunen rüttelt. Ich weiß, daß ich zuweilen dafür beschimpft werde. Das tut mir zwar nicht weh, es perlt ab und ist vergessen. Ich halte mich nicht für ein Genie. Aber ich glaube allmählich, daß meine, wenn wir so sagen wollen, ausgereiftere Urteilsfähigkeit darauf zurückzuführen ist, daß ich in meiner Entwicklung auch Berufs- und Lebenserfahrungen sammeln konnte, die eine mehr wirklichkeitsbezogene Beurteilung der Probleme gestatten. Ich habe ein Handwerk gelernt: Buchbinderei, Gesellenprüfung gemacht, habe in Berlin in Druckereien gearbeitet. Bin arbeitslos gewesen. Habe umgesattelt auf ein ganz neues Gewerbe. Bin Unternehmer gewesen mit zeitweise bis 40 Beschäftigten. Bin kaufmännischer Angestellter gewesen. Bin im Verlagswesen tätig gewesen. Bin bilanzsicherer Buchhalter gewesen. Habe auch mit steuerlichen Fragen mit befassen müssen. Und meine volkswirtschaftlich-modelltheoreti-

schen Studien habe ich nebenbei betrieben. Ich erwähne das alles nur, weil ich bei den meisten Autoren der Freiwirtschaftslehre sehe, wie sehr ihre Theorien im luftleeren Raum hängen, ohne Bezug und ohne Fundierung in der realen mikroökonomischen Wirklichkeit. Ich will nun versuchen, meine Auffassung zu den verschiedenen Ansichten zu präzisieren. Ich brauche wohl nicht jedesmal zu sagen, für wen gerade diese Antwort ist. Die Argumente der Kritiker waren nämlich zum Teil gleichartig, aber wiederum nicht durchgehend dieselben. Ich will es auch so fassen, daß es für weitere Leser oder Hörer brauchbar ist:

1. Also erstens: Ich wurde darauf hingewiesen, es sei herrschende Meinung, daß für die heutige Zeit keine bessere Lösung als das Floating der Wechselkurse denkbar sei. Dieses allerdings unsystematische Floating sei in meiner Arbeit zu kurz gekommen.

Dazu ganz grundsätzlich: Ich betrachte es auch als Mitglied der SG nie als meine Verpflichtung, mich einfach einer herrschenden Meinung anzupassen, wenn meine Einsichten andere sind. Was das Floating anbelangt, bin ich der Auffassung, da wird nun eine halbherzige Selbstverständlichkeit, mit einer englischen Vokabel belegt, zu einer modernen Theorie aufgedonnert. Und was heißt überhaupt „unsystematisches Floating"?

Ich habe meinen Kritiker im Verdacht, daß er erstens die Zentralbank im Devisenmarkt belassen will, nur zweitens eben von ihr verlangt, nicht schmutzig zu floaten. In meinem Konzept haben aber die Zentralbanken überhaupt nicht mit ihrem selbergemachten Geld in den Devisenmarkt einzugreifen, also auch nicht „systematisch" zu floaten. Eine ausgesprochen systematische Floating-Politik erübrigt sich also. Die Mitwirkung der Zentralbanken im Devisenmarkt ist doch allein schon die Sünde, auch wenn der Eingriff nicht ausdrücklich als Kursstützung deklariert wird.

Zum zweiten haben wir es mit der Geldmengensteuerung über die Staatskassen zu tun. Hier lese ich als Kritik an meiner Grundeinstellung folgendes: *„Es wird vorausgesetzt, daß der Geldwert ebenso wenig steigen wie fallen soll und daß die Stabilität des Geldwertes sich mit einem Lebenshaltungskostenindex messen läßt."* — Ja natürlich, das ist ganz entschieden mein Standpunkt. Und ich meine damit, eine Grundforderung der Freiwirtschaftslehre zu vertreten, zumal die Stabilität des Geldwertes inzwischen zu einem Problem der Weltwirtschaft geworden ist. Aber mein Kritiker meint, daß der Lebenshaltungskostenindex von Zeit zu Zeit einen neuen Warenkorb erhält. Das ist m. E. nicht problematisch, weil es vor allem darauf ankommt festzustellen, ob und in welcher Richtung sich der Geldwert verändert. Also meines Erachtens nicht problematisch. Dazu müßte man eine Riesenarbeit schreiben, um unseren Theoretikern klarzumachen, daß die Sache ein bißchen anders ist.

Überhaupt ist zum Indexproblem noch einiges zu sagen. Wer von unseren Freiwirten hat denn überhaupt einmal Untersuchungen zum Verteilungsproblem und zur Langzeitwirkung der indexgesteuerten Inflation angestellt? Ich wüßte keinen! Also: Daß man den Geldwert mit Indexziffern kontrollieren, Veränderungen erfassen kann, ist klar; daß man zu verschiedenen Zwecken (Produktion, Großhandel,

Lebenshaltung) verschiedene Indices benutzen kann, ist auch klar. Daß aber derselbe Index (z. B. Lebenshaltungsindex) von Zeit zu Zeit mit der Begründung, es sei ja ein anderer Warenkorb, wieder auf Ausgangsbasis 100 umgestellt wird, das ist absichtlich oder nicht absichtlich eine Enttäuschungsoperation. Es geht nämlich in Wahrheit nicht einfach nur um den jeweiligen Warenkorb und seinen ausgewechselten Inhalt, und außerdem stellen auch die Marktordnungspreise für Agrarerzeugnisse z. B. von vornherein eine Verfälschung der Preisrelationen dar.

Wer mir aber dazu etwas sagen will, der nehme sich jetzt erst einmal das statistische Jahrbuch zur Hand. Beispielsweise, da ich das neue noch nicht habe, das Jahr 1972. Da findet sich auf Seite 517 eine Zusammenstellung des Bruttoinlandsproduktes in jeweiligen Marktpreisen. Das sind die Bruttomarktpreise des betreffenden Jahres. Danach betrug das Sozialprodukt 1970 rund 684 Milliarden DM. Dann blättern Sie um und finden auf Seite 518 noch einmal dieselbe Aufstellung realer Leistungen, aber in Preisen von 1962. Und nach diesen Preisen beziffert sich das Sozialprodukt für das genannte Jahr 1970 auf nur 528 Milliarden DM. Die Differenz sind 156 Milliarden. 1970 wurde der Index nach der bewährten Körbchenmethode wieder auf Basis 100 umgestellt. Das findet sich dann in den nächsten Folgen des statistischen Jahrbuches. Aber nehmen Sie doch einen Band früheren Jahres zur Hand. Beispielsweise 1967. Da finden Sie dieselbe Aufstellung nach dem gleichen Schema auf Seite 523 und 524. Ich sehe mir das Jahressozialprodukt von 1966 an, das sind in jeweiligen Preisen dieses Jahres 478 Milliarden Sozialprodukt. Zu dieser Zeit hatte das Körbchen von 1962 noch seine Gültigkeit. Aber verglichen mit den Preisen von 1954, die wir auf der anderen Seite finden, wäre das ganze Sozialprodukt 1966 schon für nur 332 Milliarden zu haben gewesen. Das ist eine Differenz von 146 Milliarden. Diese Geldentwertung – Jahresrate, wohl verstanden, nicht die Entwertung der ganzen Zeitspanne, sondern die Jahresrate 1966 – ist also damit statistisch nachgewiesen. Jedes Jahr steigert sich die Entwertung weiter.

Nun, mein Kritiker meint, es komme nur darauf an, festzustellen, in welcher Richtung sich der Geldwert ändert. Das haben wir nun festgestellt, aber meine Frage: Was ist denn damit gewonnen? Es wird nicht ausdrücklich gesagt, aber hier fängt die wiederum als wissenschaftlicher Fortschritt bewertete Idee mit den Indexklauseln, den indexgebundenen Löhnen und anderem an.

Nehmen Sie mein Manuskript nochmals zur Hand. Da finden Sie unter Textziffer 154 eine Skizze zur Verdeutlichung des durch Exportüberschüsse bewirkten Ungleichgewichts zwischen den monetären Ansprüchen an den Finanzmarkt und den realen Erfüllungsmöglichkeiten. Die Differenz beträgt 80-90, jetzt allerdings nach den neuesten Zahlen 100 Milliarden. Gesetzt wir haben allgemein indexgesicherte Löhne und Gehälter durchgesetzt, so daß die Lohn- und Gehaltseinkünfte von der Geldentwertung nicht tangiert werden, wer soll denn dann den realen Verlust tragen? Wohl verstanden: Die Güter, die exportiert sind, sind nicht da. Die Differenz ist eine reale Differenz. Sollen die Unternehmer und Selbständigen den Verlust allein tragen? Die werden sich auch wehren. Und das Ganze führt zu einer weiteren wahrhaft bedenklichen Eskalation der sozialen Spannungen, weil sich ja jeder im Recht glaubt. Soweit kommt man noch mit den halbherzigen Reformen.

Ich bin immer noch bei demselben Kritiker, möchte aber jetzt das Indexproblem vorerst verlassen, um mich der quantitätstheoretischen Geldpolitik widmen.

Da werde ich also an die alten, halb durchdachten freiwirtschaftlichen Vorstellungen erinnert, der technische Fortschritt, neue Vertriebswege, Vermehren und Verbilligen der Güterangebote. Muß das nicht deflationistisch wirken, wenn die Geldmenge nicht vermehrt wird? Die Notenbank vermehrt also auch die Geldmenge, und daß ich nun die Art, wie sie es tut, als illegitim charakterisiere, mißbilligt mein frustrierter Kritiker. Nach seiner Ansicht sei das legitim. Und wenn das Geld über die Staatskasse in den Verkehr gebracht wird, seien doch alle Wirtschaftsteilnehmer die Nutznießer, weil sie weniger Steuern zu zahlen brauchen.

Wem soll auch sonst das neue Geld gehören? Zu dieser Frage nimmt mein Kritiker an, daß ich es denen zukommen lassen wolle, die den Fortschritt verursacht haben, und damit wäre er einverstanden. Also so fragt er nun nochmals: „Wie will man es denen zukommen lassen?" So etwas an Argumentation habe ich eigentlich nicht mehr erwartet. Ich sehe aber durchaus und will deshalb meinem Kritiker auch gar keinen Vorwurf machen, daß wesentliche Einsichten, die schon einmal da waren, wieder verloren gegangen sind.

Schon zu *Lautenbachs* Zeiten waren die paar Theoretiker, obschon wir noch alle an die Geldmengenregulierung und an den Indexstand glaubten, darüber im klaren, daß die Geldpolitik einkommensneutral betrieben werden muß und kann. Einkommensneutral heißt: Geldmengenvermehrung und Geldmengenverminderung darf an sich bei keinem Bürger als zusätzliches Einkommen oder als Einkommensverminderung ankommen.

Geld zu machen und es leistungslos zu verschenken, ob an Steuerpflichtige oder an Arbeitslose, ist eine stabilitäts- und konjunkturpolitische Dilettanterei. Mein Konzept, das ja gar nicht auf meinem Mist gewachsen ist, läßt jederzeit eine absolut einkommensneutrale Anpassung der Geldmenge an die Bedürfnisse des Verkehrs zu. Und das Geld, das so in den Verkehr kommt, gehört nicht irgendjemand in dem Sinne, daß er als erfreuliches Nebeneinkommen betrachten kann.

Aber da muß man jetzt noch mehr Unklarheiten ausräumen. Daß eine Verbilligung des Güterangebotes deflationistisch wirken müßte, wenn die Preise nicht mit Geldvermehrung hochgehalten werden, ist meines Erachtens eine fixe Idee vieler Freiwirte. Preisermäßigungen in Folge sinkender Produktionskosten, sinkender Zinsbelastung, technische Verbesserung, höhere Stückzahl sind noch lange keine Deflationsursachen. Hier fehlen den Freiwirten wieder die betriebswirtschaftlichen Einsichten, z. B. über die Bedeutung der Stückzahlen für die Kostendegression bei diesem oder jedem Zinssatz. Außerdem pflegt ja doch der krisenhafte Nachfrageausfall mit der Erlahmung der Investitionstätigkeit einzusetzen, also aus ganz anderen Ursachen, was aber jetzt nicht heißen soll, daß Subventionierung der Investitionen das richtige Rezept sei. Aber die seit mehr als 25 Jahren betriebene und unentwegt noch gesteigerte steuerliche Begünstigung der Investitionen schlägt den alten Gesellianern auch noch das letzte Argument für die konjunkturpolitische Rechtfertigung der Geldvermehrung zwecks einer, sagen wir gesteuerten Vier-Prozent-Preissteigerung aus der Hand. Derartige Stimulanzen sind in den

letzten 25 Jahren nie nötig gewesen: Erstens, weil schon der normale Kapitalertrag nie bis zum kritischen Zinssatz von zwei bis drei Prozent abgesunken ist; und zweitens, weil die Steuerbegünstigungen die Rentabilität der Anlagen weitaus nachhaltiger angehoben haben, als es der klassische Kapitalismus ehedem überhaupt verlangt hat. Darüber steht nichts in der NWO und kann auch nichts drin stehen. Aber die ehrenwerten Herren, die heute Milliardäre sind, sind es doch nicht aus Zins und Zinseszins geworden und auch nicht aus Arbeit. Doch das war jetzt nur eine Einflechtung, die einem Argument galt, das vorderhand noch nicht in der Diskussion stand. Aber ich kenne ja unsere Gesellianer, es wäre bestimmt gekommen.

Ich muß jetzt auf ein anderes Thema eingehen.

In der vorliegenden Diskussion ist das Thema der Geldpolitik durch Wechseldiskontierung wichtiger, zumal ich hier meine Antwort gleich an mehrere Adressen richten muß. Hier hat sich der Mangel an kaufmännischen und betriebswirtschaftlichen Kenntnissen, den ich bei vielen Freiwirten schon feststellen mußte, am deutlichsten gezeigt. Was ich, *Walker,* offenbar für möglich halte, durch den Warenwechsel die Geldvermehrung mit der Warenvermehrung zu kombinieren, halten meine Kritiker nicht für möglich, respektiv nicht für befriedigend wirksam.

Eines der Argumente: Man sehe dem Wechsel nicht an, ob er der deklarierten Aktion diene oder nur als Finanzwechsel der Geldbeschaffung. Außerdem müßte bei dieser Methode der Wechselbestand der Notenbank ad infinitum wachsen. Und in dem anderen Teil der kritischen Äußerungen wird mein Warenwechsel zum Warenscheck. Vermutlich stellt sich der Verfasser so etwas Ähnliches unter meinem Warenwechsel vor, wie das seiner Zeit von Herrn *Oskar Liebeck* propagierte Scheckgeld in *„Fragen der Freiheit“* im Januar 1974. Das wäre jedoch ein Irrtum.

Um jetzt aber der Klärung dieser Probleme, die eigentlich nur Probleme der Freiwirte sind, näher zu kommen, möchte ich zunächst empfehlen, sich über das Wechselrecht zu informieren: z. B. in *Gerber's* Wirtschaftslexikon, das genügt schon. Ich kann ja jetzt nur das Elementarste erklären. Der Wechsel ist an sich noch keine Zahlung, sondern ein Zahlungsversprechen, das verbindlichste und strengste, das unsere Wirtschaft kennt. Die Zahlungsfrist ist meistens 90 Tage. Auf dem Wechsel muß stehen, wer Aussteller und wer Zahlungsverpflichteter ist, Betrag, Ausstellungsdatum, Fälligkeitstermin und Ort der Zahlungserfüllung.

Der Warenwechsel ist nicht von mir erfunden. So alt bin ich nun doch noch nicht. Die Handhabung ist im Geschäftsverkehr etwa folgende: Ein Fabrikant liefert an einen Großhändler einen Posten Ware für 100 000 DM. Der Händler hat aber nicht so viel flüssige Betriebsmittel, um sofort zahlen zu können. Man einigt sich also auf eine Wechselfinanzierung. Der Fabrikant stellt den Wechsel aus, Inhalt, daß der Geschäftskontrahent am soundsovielten DM 100 000 zu zahlen hat. Der Empfänger der Ware akzeptiert den Wechsel. Er gibt links quer seine Unterschrift. Das heißt, er verpflichtet sich bindend, an dem auf dem Wechsel genannten Tag den Wechsel einzulösen. Bis dahin muß er die Ware so weit verkauft haben, daß er das Geld hat, oder er muß sich das Geld anderweitig beschaffen.

Volkswirtschaftlich ist nun die neu produzierte Ware im Markt. Auch ihre Preisentwicklung und Weiterverarbeitung, Handlungskosten usw., das ist alles schon vorgezeichnet. Da sind Interdependenzen wirksam, weil alle Güter in ganz bestimmten Wertrelationen zueinander stehen. Diese Struktur der Wertrelationen ist zwar labil, dennoch aber von bestimmendem Einfluß. Nun hat zwar unser Fabrikant einen Wechsel, aber noch kein Geld. Wenn er flüssig genug wäre, könnte er den Wechsel bis zum Fälligkeitstag behalten. Er ist nun aber nicht flüssig. Er braucht Geld für Vielerlei und kleinere Zahlungen. Deshalb bringt er den Wechsel zu seiner Bank, um ihn diskontieren zu lassen. Er macht ihn also zu Kleingeld. Die Bank vergewissert sich, ob der Akzeptant ein zahlungsfähiger Kaufmann ist. Gegebenenfalls muß ein Wechsel eine zweite und eine dritte Unterschrift tragen.

Angenommen, es sei alles in Ordnung. Dann nimmt die Bank den Wechsel zunächst in ihr eigenes Portefeuille. Dabei wird er also überhaupt nicht mit Geldvermehrung finanziert, sondern aus dem Volumen der kurzfristigen Bankeinlagen. Es ist dann so, als ob die Banken überhaupt nur einen Kontokorrentkredit aus Kundeneinlagen gegeben hätten. Sie hat aber beim Wechselkredit ein sicheres Pfand in der Hand und weiß ganz genau, an welchem Tag das Geld wieder dasein wird. Wer aber einen Wechsel nicht pünktlich einlösen kann, der bringt sofort ein gesetzlich festliegendes Verfahren ins Rollen: Wechselprotest, Offenbahrungseid, Exekution usw. Die Nichteinlösung kann ihn also seine wirtschaftliche Existenz kosten. Jetzt gibt es zwar auch die Möglichkeit der Verlängerung, der Prolongation eines Wechsels. Alles das steht im Wechselrecht.

Zu dem hier wiederholt schon vorgetragenen Argument, man könne ja dem Wechsel nicht ansehen, ob er nicht einfach nur ein Finanzwechsel sei, kann ich nur lächeln. Mein Kritiker scheint keine Ahnung davon zu haben, was dazu gehört, das Akzept einer Firma oder eines Kaufmannes annahmewürdig erscheinen zu lassen. Im übrigen ist nicht jeder Finanzwechsel eine unseriöse Sache. Die eingereichten Wechsel werden natürlich jeweils von der Hausbank kontrolliert. Dann sind Bilanzen von Wirtschaftsprüfern vorzulegen, ggf. auf neuesten Stichtag aufgenommen. Vielleicht meinen Sie, man könne ja einmal zu einer anderen Bank gehen. Ob die nicht erst recht sofort mißtrauisch wird?

Und jetzt die Hauptsache! Der Hauptanteil des Wechselvolumens erreicht gar nicht die Notenbank. Wenn ich ein paar Zahlen nennen darf, dann standen bei den Geschäftsbanken im Dezember 74 ca. 34 Milliarden Wechselkredite zu Buche. Und davon waren etwa zwölf Milliarden an die Bundesbank zum Rediskont weitergegeben. Aber auch das heißt noch nicht ohne weiteres Geldvermehrung, denn immer häufiger müssen die Banken heutzutage irrsinnigerweise Rediskontkredite in Anspruch nehmen, um bei der Notenbank ihre Mindestreserven aufzustocken.

Und schließlich und endlich noch eins! Wer wird nun einmal so freundlich sein, mir einen einzigen Fall aus den letzten zwanzig Jahren zu nennen, in welchem die Notenbank auf einem geplatzten Wechsel, der ein Finanzwechsel gewesen sein könnte, sitzengeblieben ist? Natürlich gibt es Finanzwechsel. Und es gibt auch Wechselreiterei. Aber wenn da etwas geplatzt ist, dann ist es geplatzt nach den Regeln des Wechselgesetzes zu Lasten der an dem Wechselgeschäft beteiligten Akzeptanten und Aussteller, seltener zu Lasten der Bank, und schon gar nicht zu

Lasten der Notenbank. Wir reden ja hier nicht von der privatwirtschaftlichen Bedenklichkeit undurchsichtiger Finanzwechsel, sondern von einer vermeintlichen Gefährdung der Währung.

Man sollte im übrigen, wenn man sich mit dieser Materie herumschlägt, auch das Notenbankinstitut einmal befragen, wie es sich gegen die genannten Gefahren absichert. Da gibt es nämlich einen ganzen Katalog von Möglichkeiten, die ich also gar nicht zu erfinden brauche. Ich will nicht alles aufzählen, nur was wichtig für uns ist. Vor mir liegt nämlich der Geschäftsbericht der Deutschen Bundesbank für das Jahr 1973. Da finden sich ab Seite 63 die Bestimmungen zum Diskontkredit. Ich zitiere aus dem Abschnitt B *„Bundesbankfähige Wechsel"*: Aus den zum Ankauf eingereichten Wechseln sollen drei als zahlungsfähig bekannte Verpflichtete haften. Die Wechsel müssen innerhalb von drei Monaten nach dem Tag des Ankaufs fällig sein. Sie sollen gute Handelswechsel sein. § 19 Abs. 1 S. 1 BBankG. Für die Beurteilung einer Unterschrift hat der Zentralbankrat folgende Richtlinien aufgestellt: Wer aus einem zum Ankauf oder zur Beleihung bei der Bundesbank eingereichten Wechsel verpflichtet ist und trotz Aufforderung zur Selbstauskunft über seine finanziellen Verhältnisse keine oder keine genügende Auskunft gibt, und über den auch sonst keine Unterlagen vorliegen oder zu beschaffen sind, die eine hinreichende Beurteilung seiner finanziellen Verhältnisse ermöglichen, ist nicht als ein zahlungsfähig bekannter Verpflichteter im Sinne des § 19 anzusehen. Ein Wechsel darf nicht angekauft oder beliehen werden, wenn feststeht, daß der Akzeptant nicht als ein als zahlungsfähiger bekannter Verpflichteter betrachtet werden kann. Danach wird noch im Einzelnen angegeben, welche Wechsel zu welchen Bedingungen rediskontiert werden können. Teilzahlungswechsel, Bauwechsel – stets Wechsel, denen eine Lieferung oder Leistung vorausgegangen ist. Das sind die normalen Handels- oder Warenwechsel. Bei Bankakzepten, denen ja keine Warengeschäfte zugrunde liegen, bestehen Einschränkungen. Gegebenenfalls müssen sie am oberen Rand einen Hinweis auf die damit finanzierten Lieferungen und Leistungen enthalten.

Also ich fasse zusammen: Nach den allgemeinen Bestimmungen des Wechselrechts und dem Rediskontierungsreglement der Notenbank ist es völlig ausgeschlossen, mit Finanzwechseln eine währungsgefährdende Geldvermehrung zu bewirken. Erstens gelangen solche Wechsel nach menschlichem Ermessen überhaupt nicht bis zur Notenbank. Zweitens würden sie nur dann eine Geldvermehrung bewirken, wenn die Notenbank darauf sitzenbleiben würde, was aber nach dem Wechselgesetz unmöglich ist. Und drittens müßte man im allerschlimmsten Falle, wenn es passieren würde, auch die Relation zwischen den faulen Wechseln und dem Notenumlauf ins Auge fassen. Für wieviele Millionen rediskontierter Wechsel müßte die Einlösung nach 90 Tagen ausfallen, bis es sich bei 50 Milliarden Notenumlauf als stabilitätsgefährdend erweist? Überlegen Sie doch! 50 Millionenwechsel sind erst ein Tausendstel vom gesamten Notenumlauf. Der Notenumlauf ist heute ja noch größer.

Und nun noch eine kleine Rechnung zu den Befürchtungen, der Wechselbestand der Notenbank könnte bei dieser Methode ad infinitum zunehmen. Die Notenbank hat heute einen Wechselbestand von 12 Milliarden. Von diesen Wechseln ist

im Durchschnitt jeden Tag ein Neunzigstel fällig. Der letzte, heute hereingenommene in 90 Tagen. Das bedeutet, daß durchschnittlich täglich rund 135 Millionen DM für die an diesem Tag gerade fällig gewordenen Akzepte zurückfließen. Sofern die Notenbank nicht täglich wieder neues Wechselmaterial rediskontiert – und das hat sie doch in der Hand –, sind die zwölf Milliarden DM in 90 Tagen aus dem Verkehr gezogen. Wie soll es da zu einer Geldvermehrung ad infinitum kommen?

Also verehrte Freunde! Wenn man ernst genommen werden will, muß man sich doch über die Probleme aus der heutigen Wirklichkeit heraus informieren. Man kann doch nicht endlos nur vorgefaßte Meinungen als Argumente in die Debatte werfen und sich auf der anderen Seite jedem Weiterdenken über die alten Theorien hinaus verschließen! Wie würde ein Mercedes heute aussehen, wenn *Daimler & Benz* darauf beharrt hätten, daß die von ihnen erfundene Motorkutsche immer so gebaut werden müsse wie anno 1890 bei Gründung der Firma?

Doch nun zur Fragwürdigkeit unserer alten Rezepte noch ein letztes Beispiel: Wie problematisch diese alten Rezepte quantitätstheoretischer Steuerung des Preisniveaus allgemach geworden sind, könnte sich am Faktum der Ölpreissteigerung erweisen. Ich erinnere mich, daß wir uns schon in den zwanziger Jahren die Köpfe darüber zerbrochen haben, was man tun müsse, wenn z. B. eine Mißernte einen großen Anteil des Angebotes ausfallen läßt. Nach der Quantitätstheorie ganz einfach: Die Geldmenge vermindern, weil doch das Angebot kleiner geworden ist. Aber richtig wohl ist uns bei dieser Antwort nie gewesen. Ich hatte vor einem Jahr in Berlin eine Diskussion, da hat auch *Heinz Peter Neumann* die Frage wieder aufgeworfen. Nun, inzwischen haben wir den konkreten Fall. Zwar nicht mit Getreide, dafür aber mit Öl.

Das Ölangebot ist knapp geworden. Die Ölpreise sind beträchtlich gestiegen, und da das Öl auch Grundstoff für viele Produkte der chemischen Industrie darstellt, haben sich auch deren Preise geändert. Ist das, wie man uns einredet, eine Inflationsquelle? Und meine Frage an die Quantitätstheoretiker: Kann man das mit Geldmengenregulierung bewältigen? Die Quantitätstheorie operiert mit zwei Rezepten: Geldeinzug und Geldvermehrung. Welches Rezept soll man nun anwenden? Angenommen den Geldeinzug: Wird nun aber nicht mit dem Geldeinzug quantitätstheoretisch die Nachfragedrosselung nicht nur dem Öl gegenüber bewirkt, sondern auf alle Güter ausgedehnt, obschon alle anderen Güter gerade wegen der höheren Ausgaben für Öl Absatzeinbußen hinnehmen mußten? Wenn dies aber noch in Kauf genommen wird und die Geldmengenreduzierung auch auf den Ölpreis drückt, ist doch damit an dem realen Sachverhalt Ölknappheit gegenüber der normalen Marktversorgung mit allen anderen Gütern nicht das Geringste geändert! Die Preisdiskrepanz zwischen Öl und den anderen Gütern ist doch realbedingt. Monetäre quantitätstheoretische Manipulationen können doch, wenn ich dies quantitätstheoretisch verstanden habe, nur das ganze Preisniveau in andere Zahlen transpontieren. Die Diskrepanz zwischen Öl und anderen Preisen wäre auf der deflationistisch gedrückten Preisstufe immer noch da. Da kommt kein einziges Barrel Öl mehr auf den Markt! Wer aber dennoch glaubt, quantitätstheoretisch manipulieren zu müssen, der kann ja jetzt nur die Geldmenge vermehren. Dann verschieben sich also nach der Quantitätstheorie die Preise nach oben. Und wenn

nun einer erwartet, daß dadurch eine Harmonisierung des Gesprächsniveaus zustande kommt. daß die Ölpreise nicht mitsteigen, dann möchte ich nur noch wissen, auf was sich diese verwegene Hoffnung, die auf Quantitätsebene widerspricht, eigentlich gründet. (?)

Ich kann mir nicht helfen, ich sehe überhaupt keine Möglichkeit, mit der Quantitätstheorie etwas an einer realbedingten Preisstruktur zu ändern. Die realen Verhältnisse bekommt man aber, auch in der preisstrukturellen Bedeutung erst von der Werttheorie her richtig ins Blickfeld. Aus der Sicht der Werttheorie stehen alle Güter untereinander in ganz bestimmten Wertrelationen. Sie haben zwar in ihren Marktpreisen einen Spielraum für Schwankungen. Wenn aber ein Produkt so weit aus seinem bisherigen Verhältnis zu anderen Gütern herausfällt, wie jetzt das Öl aufgrund langjähriger, falscher dirigistischer Preispolitik, dann muß man es eben dem Markt überlassen, eine reale neue Eingliederung in die Wertordnung zu finden. Dieses Produkt muß mit nachlassender Nachfrage und Rückgriffen auf konkurrierende Produkte wieder in ein annehmbares Verhältnis zu den anderen Wertschöpfungen gebracht werden. Öl ist auch nichts anderes als eine Wertschöpfung plus Grundrente plus Zins. Aber Fehler solcher Größenordung, wie sie in der Ölpolitik gemacht wurden – man denke nur an die Stillegung des Kohlenbergbaus zugunsten des Ölverbrauchs –, brauchen Zeit, um mit der Beschaffung und Entwicklung anderer Möglichkeiten behoben zu werden. Geldpolitisch, quantitätstheoretisch Manipulationen anzusetzen, wäre also m. E. absolut überflüssig und falsch.

Nun noch ein Wort zur Mathematik: Dazu möchte ich allen denjenigen, die in der Mathematik die zuverlässigsten wissenschaftlichen Beweise für wirtschaftstheoretische Aussagen sehen und mich noch z. B. mit der mir längst vorliegenden, vor 60 Jahren in den Annalen des Deutschen Reiches erschienenen Abhandlung von Dr. *Christen* versorgen wollen, dringend zu empfehlen, auch nur einmal das kleine Schriftchen aus dem Fritz Knapp Verlag von *Heinz W. Brandt* über die *„Fruchtbarkeit mathematischer Verfahren in der Wirtschaftstheorie"* zu lesen. Die Schrift besagt nichts gegen die Mathematik! Wenn aber *Kratzer,* einer der zitierten Autoren, in einem Beitrag sagt, die Physik sei das einzige Wissenschaftsgebiet, auf welchem Mathematik anwendbar sei, dann kann ich diese Aussage zwar nicht vollständig beurteilen, ich bin kein Mathematiker, aber hinsichtlich der Wirtschaftswissenschaften bin ich vor Jahrzehnten selber auch auf die Fragwürdigkeit der mathematischen Beweisführung gestoßen.

Mathematische Wirtschaftstheorie ist zwar in den letzten dreißig Jahren mehr und mehr Mode geworden, aber doch nur mit dem Resultat restloser geldtheoretischer Verirrungen. Vor dieser Zeit gab es noch Stimmen, die etwas anderes besagten. Ich zitiere aus *Albrecht Forstmann, Volkswirtschaftliche Theorie des Geldes,* 1. Band S. 201: *„Was bei der Quantitätstheorie in jeder Form, insbesondere aber in der Form der Verkehrsgleichungen besonders schädlich ist, das ist die zentrale Stellung, die man diesen Theorien im Rahmen der Geldtheorie eingeräumt hat und immer wieder einräumt. Weil man sich offenbar durch ihre scheinbare Wirklichkeitsnähe und ihre einfache Formulierung über ihren wirklichen theoretischen Gehalt hinwegtäuschen läßt. Dadurch wird nämlich die wirtschaftswissenschaftliche Forschung nur davon abgehalten, den tatsächli-*

chen Problemen nachzugehen und sie durch Erklärung der eigentlichen ursächlichen Zusammenhänge einer wirklichen Lösung zuzuführen.“

Also, da sind wir bei unserem Problem. Ich selbst habe auch einmal an diese Theorie geglaubt. Ich habe aber, vornehmlich aus Planspielexperimenten in den letzten zehn Jahren, zuverlässigere Einsichten gewonnen. Danach sind sowohl die rohe wie auch die bereinigte Quantitätstheorie unhaltbar. Die mathematische Formel G x U : W = P ist für die Erfassung des wirklichen Sachverhalts wertlos.

Was soll ich dazu sagen, wenn mir dazu erklärt wird, daß zwar das Produkt G x U, nicht aber seine beiden Faktoren G und U eindeutig definiert werden können. Das sei nur ein Schönheitsfehler. Nein, das ist eben der Fehler: der Fehler der ganzen Theorie, der der Theorie auch ihre Brauchbarkeit nimmt. Wenn es meiner Phantasie anheimgestellt bleibt, ob ich annehmen will, der feststellbare Güterumsatz von beispielsweise einer Million sei dadurch zustande gekommen, daß aus dem gesamten Geldvolumen der Wirtschaft hunderttausend Mark zehnmal umgelaufen seien, oder auch 50 000 DM zwanzigmal, dann habe ich mir den Vorgang doch nur zurechtgedeutet. Die Mathematik meint einfach, es muß so oder so gewesen sein. Da jeder Güterumsatz eine Geldbewegung in gleicher Höhe bedingt, ist es ihr einerlei, ob G oder U dafür anerkannt wird. Ich brauche also nur den Güterumsatz zu wissen, um mathematisch phantasieren zu können.

Von der für Mathematiker scheinbar notwendigen separaten Erfassung der verschiedenen Warenarten, auch bei *Irving Fisher* und *Keynes* schon vorkommend, jede nach Menge, nach Preis und Umsatzperiode: also wl x pl + w2 x p2 + w3 x p3 usw. bis zu ihrer Summierung in einer Gesamtindexziffer will ich hier nicht reden. Die Probleme, die in dieser fiktiven Notwendigkeit stecken, stellen sich bei mir gar nicht ein. Auf der Basis geht es der Werttheorie gar nicht um einen Geldstrom, ausgedrückt G x U. Auch die Bewegung von Buchgeld vermag ich nicht mehr im Faktor U unterzubringen.

Beiläufig bemerkt, basieren ja auf dieser Vorstellung auch sogleich die ominösen Rezepte einer Besteuerung zeitweilig unbewegter Giroguthaben. Hier ist die ganze Anlehnung an physikalische Vorgänge und Strömungsgeschwindigkeiten etc. bei Wasser, Energie, Kraftübertragung usw. nicht anwendbar. Die Analogie zum Wasser oder Elektrizitätstrom, die ich seinerzeit in Dr. *Winklers* Werk *„Theorie der natürlichen Wirtschaftsordnung“* auch akzeptiert hatte, trifft den Sachverhalt genau so wenig, wie das von *Hans Thiel* in seinem Gutachten gebotene Gleichnis von der Funktion eines Baggers.

Allen diesen Vorstellungen mangelt die Einsicht und Berücksichtigung, daß ja jede Geldausgabe auf dem Markt nicht nur immerzu in mehr oder weniger kontinuierlichem Fluß Güter wegräumt, sondern jede Geldausgabe eine zeitlich frühere Geldeinnahme vorausgegangen sein muß. Und diese Geldeinnahme ist doch in der Zirkulation nur durch eine adäquate Leistungszufuhr an den Markt möglich. Die Einsicht, daß man korrekterweise nur mit Geld kaufen kann, das man vorher für eine Marktbelieferung bekommen hat, ist in den quantitätstheoretischen Vorstellungen nicht enthalten.

Wenn man dem nachgeht, kommt man zur Einkommenstheorie, die ihrerseits mit der Wertschöpfung zusammenhängt. Daß in der Wertschöpfung des Sozialprodukts auch immaterielle Leistungen als gesellschaftlich notwendige Leistungen enthalten sind, sei hier nur der Vollständigkeit halber kurz angedeutet. Da stehen z. B. die Gehälter von Lehrern und Polizisten usw. in der Kostenstruktur des Sozialprodukts neben den Steuern, die vom Bruttoeinkommen der produktiv Tätigen abgezogen oder in die Warenpreise einkalkuliert sind.

Ich mache mir nun aber nicht viel Hoffnung, mit solchen theoretischen Darlegungen gleichwohl verstanden zu werden. Ich hatte schon Fälle von Korrespondenz, die mich in eine gelinde Verzweiflung bringen konnten. Dabei wäre in einer halben Stunde Planspiel alles klar. Aber jetzt erst einmal zur Gegenüberstellung der Quantitätstheorie und der Werttheorie. Ich habe in meinem Manuskript von konkurrierenden Theorien gesprochen. Die zunächst mit den gleichen Beweisen operieren konnten. Zu *Ricardos* Zeiten konnte man im Zweifel sein, ob die steigenden Warenpreise der Werttheorie im Angleichungstrend auf die zeitweise höhere Arbeitsergiebigkeit in den Goldgruben oder einfach nach der Quantitätstheorie auf die dadurch zustande gekommene Geldvermehrung zurückgeführt werden müsse. Und umgekehrt beim Versiegen der Goldfunde. Ich habe beide Denkmöglichkeiten mit ihren Begründungen nebeneinander herlaufen lassen, aber nicht um Gleichwertigkeit zu dokumentieren, sondern um aufzuzeigen, wieso man so lange Zeit an die m. E. falsche Theorie glauben konnte. Verifikationen können trügerische Beweise sein. Durchschlagende Beweise können nicht zwei verschiedene Theorien decken. Man soll da keine Kompromisse machen.

Ich will ein Beispiel anführen. Ich sitze mit einem ganz bestimmten Reiseziel „Basel" in einem Zug. Auf der Fahrt sehe ich, daß in gleicher Richtung noch ein anderer Zug fährt und werde darauf aufmerksam gemacht, daß dieser andere Zug meinem Reiseziel zufährt. Da aber beide Züge auf ihren Strecken die gleichen Städte berühren, wie z. B. auf der Strecke rechts- und linksrheinisch Düsseldorf, Köln, Bonn, Koblenz bis Mainz, gebe ich mich der beruhigenden Meinung hin, es sei einerlei, in welchem Zug ich nun fahre. Daß mein Zug aber nicht der richtige ist und trotz der anfänglichen Parallelität der Strecke von vornherein nicht der richtige war, das erweist sich eben erst, wenn er irgendwohin abbiegt. Vielleicht nach Würzburg anstatt nach meinem Reiseziel Basel. So ähnlich ist es mit unseren Theorien.

Mit der Quantitätstheorie kommen wir nach meiner Feststellung zum falschen Ziel bedenklicher Methoden in der Geldschöpfungspolitik. Daß aber die Quantitätstheorie falsch ist, schon immer falsch war, merkt man eben erst, wenn man die deutlicher werdenden Unstimmigkeiten wahrnimmt. So wie man auf der Reise nach Basel plötzlich mit Schrecken feststellt, daß der Zug neben dem Main einherfährt.

Ich habe mich auf *Poppers* Logik der Forschung bezogen. Was zwar ja nicht jedem unserer Mitarbeiter verständlich ist. Doch die Beweise, die ich anführe, sind zwingend. Das Thema *Popper* habe ich 1972 in unserer Hauptversammlung der SG eingehend besprochen. Kurz wiedergegeben: Sir *Karl Raymund Popper,* österreichischer Emigrant, in England geadelt, stellt in seinem Werk *„Logik der Forschung"*, bei

Mohr in Tübingen erschienen, höchst bedeutungsvolle Grundsätze für jegliche wissenschaftliche Forschung auf. Danach kann jede Theorie zunächst nur als Arbeitshypothese gelten. Bestätigungen der Theorie sind Verifikationen. Aber Bestätigungen kann man viele finden, auch täuschende. Deshalb sind sie noch keine endgültigen Beweise. Man muß die Theorie, um sie ernsthaft zu prüfen, auf ihre schwachen Stellen abklopfen, nach Verfälschungen der Beweise suchen. Das ist in der Sprache der Wissenschaft das Falsifizieren. Erst wenn man eine verifizierte Theorie auch der Falsifizierung unterzogen hat, und sie hat diese Falsifizierung überstanden, dann ist ihre Richtigkeit bewiesen. Ein einziges Versagen in der zweiten Überprüfung stößt alle scheinbaren Richtigkeitsbeweise um.

Jetzt scheinen aber meine Kritiker sowohl die schwachen Stellen der Quantitätstheorie wie auch meine logischen und statistisch fundierten Überlegungen dazu übersehen zu haben. Ich habe jedenfalls einige beachtliche Anstöße zur Falsifizierung der Theorie gefunden. Dabei will ich jetzt noch davon absehen, daß nicht einmal der Begriff „Geldmenge" eindeutig definiert ist. Selbst *Milton Friedman* zählt ja doch die Giroguthaben zum Währungsgeld. Und unsere Bundesbank hat drei Geldmengendefinitionen. Außerdem konnte bezüglich der Geldmenge noch niemand feststellen, bei welchem Prozentverhältnis der Zuwachsrate der Geldmenge die Rentabilitätsschwelle liegt. Vier Prozent, acht Prozent, alles leere Schätzungen, aber nie stabilitätssichernd.

Ich habe also anhand statistischer Daten aus der Zeit der Goldwährung, die für solche Untersuchungen zuverlässiger ist als ein Mischsystem, die Wirksamkeit eines vom Währungsmetall ausgehenden Mengeneinflusses mit der Wirksamkeit einer Produktionskostenänderung des Währungsmetalls konfrontiert. Wenn zu einem bestimmten Zeitpunkt anno 1810 3750 Tonnen Gold verhanden sind und die aus dieser gesamten Menge ermöglichte Quantität an Umlaufgeld eine befriedigende allgemeine Beschäftigung ermöglicht hat, dann müßte doch in der unmittelbar darauf folgenden Periode bei gleicher Geldmenge die gleiche Konjunkturlage möglich gewesen sein. Wenn die weitere Goldzufuhr entfällt, braucht doch nur das weitere konjunkturelle Wachstum zu entfallen. Beim Absinken der weiteren Goldfunde 1810 bis 1820 von jährlich 17 Tonnen auf jährlich elf Tonnen stellt sich aber eine allgemeine Depression ein. Die vorherige Geldmenge aus einem noch vorhandenen Goldvolumen von 3750 Tonnen vermag also die vorherige Konjunkturlage mit den vorherigen Preise schon nicht mehr zu halten, obschon die Zufuhr noch noch nicht aufgehört hat. Die Veränderung der Produktionskosten, Arbeitswert des Goldes, hat schon bei kleinster Menge (0,3 Prozent im Verhältnis zum vorhandenen Gold) einen stärkeren Einfluß auf die allgemeine Preisentwicklung als die 300fach größere Geldmenge. Zwingende Einsicht: Die neue Tauschwertrelation des Goldes zur Ware wird nicht von einem Quantitätsverhältnis bestimmt, sondern von dem Arbeitswert der schwieriger gewordenen Goldgewinnung. Diese Feststellungen, die ich erstmalig und sicherlich an Hand eines noch dürftigen Materials gemacht habe, können natürlich an Hand besserer und reichlicherer historischer Materialien nachgeprüft werden. Wenn sie aber richtig sind, ist die Quantitätstheorie samt Umlaufgeschwindigkeitstheorie total hinfällig.

Die Umlaufgeschwindigkeitstheorie ist sowieso hinfällig. Das läßt sich ganz einwandfrei mit Planspielexperimenten zeigen. Ich kann also *Forstmann* in seiner Beurteilung der Quantitätstheorie nur zustimmen. Es gibt auch noch andere Theoretiker, die der gleichen Auffassung sind. Ich zitiere noch hier *Hayek. Hayek* schreibt: *„Dagegen scheint es mir geradezu schädlich für den weiteren Fortschritt der Geldtheorie, daß diese Lehre die zentrale Stellung eingenommen hat, und ich glaube, daß die Anschauung, der sie entspringt, die Geldtheorie verhindert hat, das zu leisten, was sie leisten soll. Besonders bedauerliche Wirkung des Herrschens dieser Theorie scheint mir die bestehende Isolierung der Geldtheorie von den Lehren der allgemeinen oder reinen ökonomischen Theorie zu sein.“*

Nun, das alles ist ein bißchen sehr theoretisch, aber man muß ja so etwas kennen, wenn man schon anfängt, Programme zu machen und sich für Vorstellungen einzusetzen, die man für richtig hält, ohne sie richtig im Griff zu haben. Natürlich gibt es nun noch manche offene Frage, zu der ich in diesem Zusammenhang nichts gesagt habe. Es ist ja auch schlechthin unmöglich, daß ich Ihnen in einer Stunde vermitteln kann, was ich mir in vielen Jahren erarbeitet habe. Abschließend aber noch ein Wort zur Geldwertstabilisierung, die ich selbstverständlich für das wichtigste Anliegen unserer Zeit halte: Das Problematische der Quantitätsregulierung nach dem Index glaube ich hinreichend deutlich aufgezeigt zu haben. Außerdem wird die Methode mit der Hinfälligkeit der Quantitätstheorie für mich ohnehin gegenstandslos. Das schließt aber Indices als Instrument der statistischen Kontrolle und internationalen Kaufkraftvergleiche etc. nicht aus.

Absolut unhaltbar ist auch die Vorstellung, der Warenwechsel könnte eine Art Grobregulierung der Geldversorgung bewirken, die man anhand der Indexziffer noch feiner einregulieren könne. Das ist wirklichkeitsferne Theorie. Beim Warenwechsel als Geldschöfungsgrundlage kommt jederzeit ganz genau zu viel neues Geld in den Umlauf, als für den volkswirtschaftlichen Verteilungsprozeß der Mehrproduktion benötigt und nicht aus dem vorhandenen Kreditvolumen der Banken bereitgestellt werden kann.

Es gibt keine Instanz, die auch nur entfernt in der Lage wäre, diese Geldzufuhr so genau und so promt zu bemessen und auch den Rückfluß so zuverlässig wieder hereinzuholen. Im übrigen ist natürlich der Warenwechsel, wie bereits erklärt, etwas wesentlich anderes als ein etwa nach der Idee von *Oskar Liebeck* eigens und ausschließlich geschaffener Warenscheck. Warenschecks gibt es zwar heute auch. Sie sind auch auf der Basis des Kundenkreditgeschäfts ohne Allgemeingültigkeit geschaffen. Der Kredit, den sich ein Kunde in der Kreditabteilung eines Kaufhauses holen kann, lautet wohl auf DM, berechtigt aber nur dazu, im gleichen Kaufhaus mit den erhaltenen Warenschecks zu kaufen. Die Tilgung des Kredits muß danach natürlich in den Abzahlungsraten mit gesetzlichen Zahlungsmitteln erfolgen.

Nun noch einmal gesagt: Ich weiß, daß ich trotz des Umfangs meiner Darlegungen nicht auf alle Punkte eingegangen bin. Aber mehr kann ich im Augenblick wirklich nicht mehr sagen. Es mag sein, daß ich nicht vollständig verstanden werde, doch dazu fehlen dann eben einfach auch zu viele Voraussetzungen. Weil wir lange

Jahre ganz verschiedene Wege gegangen sind und (... ? ...) nach einer überhaupt keine Zweifel daran hatte, daß seine Vorstellung ein gesichertes Wissen darstelle. Diese Vorstellungen sind bei mir aufgrund neuer, von durchgehend geschlossener Logik getragener Einsichten über Bord gegangen. Nach meinen eigenen Begriffen ist dieses für Gesellianer so abtrünnig anmutende Manuskript die wichtigste Schrift eines ganzen Lebens.

DIETER SCHAD

Karl Walker und die „Fortentwicklung freiwirtschaftlicher Theorien"

Zum Themenverständnis vorab gleich eine Frage: Vermöchte man die Farbenlehre *Goethes* oder die Planetengesetze von *Kepler* oder auch das Aufklärungswerk *Lessings* fort- oder weiterzuentwickeln?

Man spürt unmittelbar: Das ginge irgendwie selbstverständlich nicht. Einmaliges, Unverwechselbares, selbst lediglich historisch Bedingtes, vor dem man aber geziemend Abstand zu wahren hätte, darf man nicht unter dessen weiter geführtem Namen, der klar zu schützen wäre, inhaltlich weiter ausbauen versuchen. Und doch ist es bei *Gesell* etwas anderes. Zwar stellt auch *Walker Silvio Gesell* in eine Reihe mit *Aristoteles, Thomas von Aquin, Adam Smith, David Ricardo* und schließlich *John Maynard Keynes.* Und auch *Keynes* selbst, laut dem Magazin „Der Spiegel" der Jahrhundertökonom überhaupt, und nach *Hanns Linhardt* die unbestrittene Weltautorität in Währungsfragen, bezieht sich bei allen Ökonomen, die er zitiert oder erwähnt, nur auf *Ricardo* häufiger als auf *Gesell* (in seiner *„Allgemeinen Theorie"*). In strenger Interpretation von *Keynes* hat man aus der Sichtweise von *Keynes* heraus *Gesell* sogar als den Schöpfer der modernen Geldtheorie zu betrachten.

Trotzalledem nennt *Gesell* seine Lehre in großer Bescheidenheit *„Freiwirtschaftslehre"* und sein Hauptwerk *„Die Natürliche Wirtschaftsordnung".* Mit dem Wort *„Freiheit"* spricht er ein gemeinsam anzustrebendes Ideal an, das man selbst begrifflich nie ganz ausschöpfen kann; mit dem wort *„natürlich"* hebt *Gesell* die Mehrzahl von „naturum", lateinisch das, „was einmal geboren werden soll", auf das Schild programmatischer Zukunftsvision. So sagt er nicht, er wisse schon alles.

So ist es letztlich *Gesell* selbst, der durch seine Begriffswahl bereits dazu auffordert, in der aufgezeigten Generalrichtung weiterzudenken, sein Werk aufzubauen und schließlich dabei auch vor kleineren Korrekturen nicht Halt zu machen (die bei der nötigen Selbstbescheidung von Epigonen ohnehin nie größere Ausmaße erreichen dürften).

Also ist es am Ende nur ganz und gar konsequent, wenn der Freiwirt *Karl Walker,* nicht ohne Selbstgeißelung und in Form und Inhalt durchaus nicht so, daß man ihm in jedem Falle zustimmen möchte, auch gar nicht könnte, wenn also der Freiwirt *Karl Walker* Positionen aufbaut, die er als Ergänzung freiwirtschaftlicher Vorstellungen im allgemeinen und als Kritik einzelner Aussagen von *Gesell* im besonderen verstanden wissen möchte, wie man bei dem Studium seiner letzten Veröffentlichungen in Wort und Schrift erfährt.

Das Ergebnis der sogenannten „Bandabschrift" vom Beginn des Jahres 1975 beim Studium der letzten Schriften *Walkers,* der, geboren am 4. Januar 1904 in Straßburg im Elsaß, am 5. Dezember 1975 starb, seines posthum veröffentlichten Buches, *„Das Weltwährungssystem",* laut „Bandabschrift" von *Walker* als wichtigste Schrift seines Lebens betrachtet, und seines Vortrages von der *Sozialwissenschaft-*

lichen Gesellschaft „Fortentwicklung freiwirtschaftlicher Vorstellungen“ am 26. April 1975 in Koblenz, sei hier bereits vorweggenommen:

Ja, läßt man das aus, wo man nicht zustimmen kann und mag, bleibt nicht nur ein Steinbruch hervorragender, als Bausteine für weitere Freiwirtschaftstheorie verwertbarer Aussagen, schälen sich vielmehr eindeutige Konturen für eine erweiterte Sichtweise freiwirtschaftlicher Vorstellungen klar sichtbar heraus.

Man darf sich allerdings nicht durch *Walkers* rauhbeinige Art verprellen, noch sich verleiten lassen, aufgrund der von *Walker* sich selbst zugesprochenen überdurchschnittlich großen und strengen Logik seiner Gedankengänge ihm auch dort zu folgen, wo seine Gedankengänge einmal nicht konsequent, mit anderen Worten fehlerhaft sind. Beispielsweise leitet er aus seinem „Planspiel“ für die Quantitätsgleichung mittels Nichtberücksichtigung der dort gebotenen Partialanalyse ab, daß ein erhöhter Geldumschlag keine Auswirkung auf das Preisniveau haben könne, indem er die sogenannte Ceteris-paribus-Methode zwar richtig auf die Geldmenge, nicht aber zugleich auch auf die Gütermenge anwendet.

Doch soll ja Thema sein, wo *Walker z*ur Fortentwicklung freiwirtschaftlicher Vorstellungen Impulse gibt, nicht, wo auch einmal *Karl Walker* notwendige Kritik vorzuhalten wäre.

Es sind im wesentlichen zwei Themenkomplexe, auf die in der Kürze der gebotenen Zeit eingegangen sei, die Werttheorie und die Quantitätstheorie; kurz gestreift sei dann noch das Problem der Geldschöpfung durch die Geschäftsbanken.

I. Karl Walker und die Werttheorie

Unter den verschiedenen Begriffen mit der Kennzeichnung „Werttheorie“ dient der der klassischen Nationalökonomie, auf den sich auch *Walker* bezieht, zur Umschreibung der Vorstellungen der sogenannten Arbeitswertlehre. So ist auch nac*h Meyers Enzyklopädischem Lexikon* die „Werttheorie“ unter anderem ein Synonym für – es sei jetzt wörtlich zitiert – *„die Arbeitswertlehre (Ricardo), nach der sich die Waren zu ihren Werten tauschen, die durch die zu ihrer Produktion aufgewandte Arbeit bestimmt sind; Profit und Grundrente sind demnach nur abgeleitete Erscheinungsformen ...“*

Mit einem Satz besagt die Werttheorie, so wie sie hier verstanden wird, gemäß dem Wort von *Adam Smith,* daß *„Arbeit“... „das wirkliche Maß für den Austauschwert aller Güter“* ist.

Hierauf baut auch *Walker* auf.

Demnach ist das deutsche Wort „Wert“ als Übersetzung des englischen „value“ zu verstehen (soweit eben der „Wert“ der „Wertheorie“ gemeint ist). Das Wort „value“ wiederum hat mit „Valutierung“ und „Valuta“ zu tun. Also kommt der „Wert“ der „Werttheorie“ von „werten“ im Sinne von „bewerten“, vergleichbar machen, „zumessen“, und ist somit eher in die Nähe eines „Maßes“ zu rücken, als daß er etwa etwas mit einer wirklichen, individuellen „Wertschätzung“ zu tun hätte.

Somit ist auch zu verstehen, daß für *Walker* alles Wirtschaften „Werte schaffen" im Sinne des eher materiellen Wertebegriffs der Werttheorie, nämlich etwas durch Arbeitsstunden meßbares und damit vergleichbares schaffen, bedeutet.

Das hat jetzt hohe praktische Bedeutung: Für *Walker* ist die „durchschnittliche Stundenleistung als Norm" oder als „Maß der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit" letztlich notwendige, aber noch nicht, und das ist hier entscheidend, zugleich schon hinreichende Bedingung für das Zustandekommen eines Tausches.

Die Wertschöpfung macht im Grunde genommen berechenbar, wieviel Arbeitsstunden man bei einem Tausch hingibt und wieviel Arbeitsstunden man dafür bekommt. Die tatsächliche Preisbildung, die um die Wertschöpfung oszilliert, ist erst die Sache des Marktes.

Die Berechnung der Wertschöpfung, die in der Regel mehr oder weniger unterbewußt erfolgen dürfte, sorgt für das Zusammenkommen der Tauschpartner, und die Preisbildung für die Festlegung der endgültigen Tauschkonditionen, wobei nach *Walker* das freie Pendeln der Preise unumgänglich für die Selbsteuerung der Produktivkräfte der Wirtschaft ist. Wobei er einen funktionierenden Markt, also Marktwirtschaft, voraussetzt.

Walker stellt nun auf der Basis der Werttheorie seine Forderung für die Gestaltung des Geldwesens auf: *„keinen zu Geld kommen zu lassen, der nicht eine adäquate Wertschöpfung in den Markt gegeben hat."* Eine solche explizite Forderung vermißt *Walker* in der traditionellen Freiwirtschaftslehre. Es bleibt bei *Walker* ein zentrales Anliegen.

Zu Recht könnte man zu *Walkers* Forderung nach einer personen- und wertschöpfungsgebundenen Geldausgabe den Einwand einer möglicherweise zu schwierigen Handhabung eines solchen Systems bringen, beginnend schon mit der Frage der Feststellung der Adäquanz. Zu schnell vermöchte sich, da wird wohl jeder zustimmen, eine Verführung zum Übergang zu einer Zentralverwaltungswirtschaft breit zu machen.

Dieser Einwand dürfte aber nicht verfangen angesichts der Tatsache, daß schon immer die Problemdefinition zugleich der erste Schritt zu seiner Lösung war. *Walkers* Verdienst, sein Gerechtigkeitsstreben mit Hilfe der Werttheorie rational zu untermauern, bleibt ungeschmälert. *Walkers* unermüdliches Verweisen auf die Aktualität und Relevanz der Werttheorie vermag auch auf einem anderem Gebiet zu einer vertieften analytischen Einsicht in allgemeine wirtschaftliche Zusammenhänge anzuleiten: auf dem Gebiet des Außenhandels.

Nicht bekannt genug ist die Tatsache, daß zum Beispiel die Bundesrepublik Deutschland seit dem ersten Drittel der achtziger Jahre ununterbrochen Nettokapitaltransfers aus den sogenannten Entwicklungsländern erhält. Die per Saldo irreführend so bezeichnete Entwicklungshilfe in die „unterentwickelten" Länder kürzt den Profit, der aus diesen Ländern bezogen wird, nur um einen Bruchteil, besteht in der Regel aus Zusatzgeschäften und ist insofern nur als fehlinformierende und gewisseneinschläfernde Propaganda zu bezeichnen, durch die man sich nicht beeinflussen lassen sollte.

Die sich laufend verschlechternde Situation der Entwicklungsländer im Welthandel wird deutlich an Hand der sich laufend verschlechternden so bezeichneten Terms of Trade. Sie bestehen aus dem Verhältnis von Import- und Exportpreisen eines Landes und sind im Außenhandelsgleichgewicht gleich dem realen Austauschverhältnis zwischen Export- und Importgütern. Die zahlenmäßige Größe der Terms of Trade nimmt von Jahr zu Jahr für die Entwicklungsländer zu. Das heißt, sie müssen für Importgüter im Verhältnis zu Exportgütern immer mehr bezahlen, was nach der beweisbaren Formel für die Terms of Trade gleichbedeutend ist damit, daß sie pro Importgütermengeneinheit immer größere Exportgütermengen ausführen müssen, soll das Zahlungsbilanzgleichgewicht erhalten bleiben, was sich so natürlich nicht erreichen läßt. Die Perspektive für die Entwicklungsländer, da ist man sich einig, erweist sich so, nach den Formeln der Terms of Trade, als aussichtslos.

Die sich ständig verschlechternden Terms of Trade für die sogenannten Entwicklungsländer lassen sich indes an Hand der Werttheorie erklären.

Wenn, wie gesagt, ein jeder darauf achtet, beim Tausch weniger in der Tauschware eingeschlossene Arbeitsstunde aufzugeben, als er mit der Gegenleistung wieder einhandelt, dann ist ein armes Land gegenüber einem reichen Land, bei dem die Maschinen den größten oder doch wenigstens einen sehr großen Teil der Produktion übernehmen, hoffnungslos im Hintertreffen.

Für den reichen Handelspartner ist es nur von (materiellem) Interesse, zu importieren, wenn der Importpreis unter dem Preis liegt, den er bei Herstellung des betreffenden Gutes oder seines Substitutes im eigenen Lande dafür bezahlen müßte. Da nun im eigenen Land die Maschinen einen Großteil der Produktion übernehmen, also relativ wenig Arbeitsstunden anfallen, ist also auch der Tauschwert des Gutes nach der Werttheorie relativ gering. Für den Importeur lohnt es sich im Durchschnitt der Fälle nur, die Ware einzuführen, wenn tatsächlich ein Importpreis unterhalb des ohnehin schon niedrigen Tauschwertes erzielt werden kann.

Der reiche Handelspartner der Industrieländer, der schon auf Grund seiner günstigen Importsituation gegenüber dem Entwicklungsland am längeren Hebel sitzt, kann seine günstigere Position nun erst recht auch beim Export ausspielen: er wird einen Exportpreis bis zur Höhe des im Entwicklungsland gültigen Tauschwertes verlangen, also die Anzahl an Arbeitsstunden, die das Entwicklungsland aufwenden müßte, wollte es das entsprechende Gut oder sein Substitut im eigenen Lande herstellen.

Wenn das Wohlstandsgefälle zwischen Industrie- und Entwicklungsland zu krass ist, entfällt also das nur für eine funktionierende Marktwirtschaft mit entsprechender Rahmenordnung gültige Prinzip der Selbstheilungskräfte des Marktes. Die Rahmenordnung, bei entsprechender Interpretation nach *Keynes* natürliche Umwelt plus sozio-kulturell-rechtliches Umfeld, interessiert nicht mehr oder wird nicht mehr zur Kenntnis genommen, der Ablauf bleibt sich selbst überlassen, der Markt, das Zusammenspiel von Anbietern und Nachfragern, das wie jedes Spiel seine eingehaltenden Spielregeln erfordert, ist im strengen Sinne keiner mehr, also kann er auch keine Selbstheilungskräfte mehr besitzen.

Man erinnere sich an *Ludwig Erhard,* der das Soziale und mit ihm letztlich die Solidarität nicht als einen kosmetischen Zusatz der Martkwirtschaft bezeichnete, sondern als wesentlichen Bestandteil, ohne den die Marktwirtschaft auch an materiellen Werten auf die Dauer nicht würde leisten können, zu dem sie so in der Lage sei.

Das auffälligste Kennzeichen der Situation ist, daß – aus den Terms of Trade ableitbar, die man übrigens auch anders formulieren und interpretieren kann – die reichen Länder ihre eigenen Tauschwerte ihren ärmeren Tauschpartnern für den Import aus diesen Ländern aufzwingen, für ihre Exportpreise aber den Tauschwert, der in den ärmeren Ländern gültig ist, auch für sich selbst beanspruchen, und das völlig ungeniert. Sie stückeln einen künstlichen Markt aus zwei (quasi) natürlichen zusammen und erklären sich für die mörderischen Folgen für nicht zuständig. – Um die Verhältnisse zu ändern, brauchten wir eine Aufarbeitung des entsprechenden Informationsdefizites bezüglich zum Beispiel der notwendigen Geld- und Bodenordnung oder der Gültigkeit der Gesetze der Gegenseitigkeit, wie sie im Matthäusevangelium oder auch, noch weiter ausgeführt, im „Sozialen Hauptgesetz" *Rudolf Steiners* angeführt sind, und dann noch, in einem größeren Maße, unseres Gesinnungsdefizites, um die Erkenntnisse umzusetzen und vorab auch schon, um an das Informationsdefizit überhaupt erst einmal heranzugehen.

Es ist bezeichnend, daß oft entweder allein das Informations- oder Gesinnungsdefizit angesprochen werden. Zwar gehört der Gesinnung das Primat, und doch vermag sie allein nicht all zu viel auszurichten, wenn nicht die Gesinnung zugleich auf das Informationsproblem ausgedehnt und dieses Problem kräftig in Angriff genommen wird.

All das sind Überlegungen, die sich aus der Beschäftigung mit der Werttheorie ergeben oder sich doch zumindest zu ergeben vermögen. Vorab in der Meßbarkeit von Gegenseitigkeit vermittels der Werttheorie. Aber: *Silvio Gesell* spricht in dem Zusammenhang mit der Werttheorie von *„Wertaberglauben", „Wertgespenst", „Wertnebel". „Wer sich in dieses Labyrinth"* wage, der verliere *„die Fähigkeit, einfache Zusammenhänge zu verstehen, dem"* bleibe „das Wesen des Geldes verschlossen, weil es zu einfach" sei.

Seine Gegnerschaft mag mitbestimmt sein von der Tatsache, daß Kritik gegen ihn aus den Reihen von Werttheoretikern gekommen war, was mit zu einer gewissen Schärfe provoziert haben mag.

Man darf *Walker* dankbar dafür sein, daß er das Thema wieder aufgegriffen hat.

II. Karl Walker und die Quantitätstheorie

Nach *Meyers Enzyklopädischem Lexikon* ist die Quantitätstheorie eine *„Geldtheorie, die einen Kausalzusammenhang zwischen Geldmenge und Preisniveau behauptet".*

Nach *Alfred Stobbe* ist alles das als Quantitätstheorie zu bezeichnen, was in einer Aussage über die Art der Änderung mindestens einer der drei Größen Reales Sozialprodukt, Preis für eine Einheit dieses Sozialprodukts und Geldumschlagshäufigkeit auf eine Geldmengenänderung hin besteht.

Sie läßt sich darstellen an Hand der sogenannten Fisherschen Tausch-, Identitäts-, Verkehrs- oder Quantitätsgleichung.

Die Gleichung besagt, daß für jeden beliebigen Zeitabschnitt einer Volkswirtschaft das Produkt aus Sozialprodukt und seinem Preis gleich ist dem Produkt aus Geldmenge und Geldumschlagshäufigkeit:

$$S \times P = U \times M.$$

Schreibt man die Quantitätsgleichung nach entsprechender Umformung als Formel für die Geldumschlagshäufigkeit, so läßt sich mit ihrer Hilfe besonders gut demonstrieren, welche ökonomischen Beziehungen zwischen den vier Größen der Gleichung, einschließlich quantitätstheoretischer Zusammenhänge, aber eben auch über sie hinaus, denkbar sind:

$$\frac{S \times P}{M} = U.$$

Es ist nämlich nicht nur möglich, Auswirkungen von der Geldmenge auf das reale Sozialprodukt, das Preisniveau und die Geldumschlagshäufigkeit ausgehen zu lassen, sondern grundsätzlich jede der vier Variablen der Formel als autonome Änderungsgröße mit Auswirkungen auf die jeweiligs drei verbliebenen Variablen in der modellmäßigen Simulation der Wirklichkeit zu betrachten.

Man erkennt dann beispielsweise, daß bei zugleich gestiegenen Preisen und erhöhtem Geldumlauf nicht notwendig die Geldmenge der auslösende Faktor gewesen sein muß, sondern umgekehrt auch einmal bei der Erhöhung der Preise die Ursache für die gestiegene Geldmenge zu suchen ist. Denn die Quantitätsgleichung als Rückschaugleichung zeigt zwar immer richtige Ergebnisse, liefert aber nicht die Kausalketten gleich mit. Sinken zum Beispiel in einem Goldwährungsland die Goldgewinnungskosten, so wird das Gold billiger, seine Kaufkraft sinkt, was gleichbedeutend damit ist, daß der Umkehrwert der Kaufkraft, das Preisniveau, steigt. Steigen aber die Preise, so wird mehr Geld in den Kreislauf gezogen, um die Transaktionen in der Wirtschaft auch weiterhin reibungslos finanzieren zu können. In diesem Fall führt also nicht gestiegene Geldmenge zu höheren Preisen, sondern umgekehrt ein erhöhtes Preisniveau zu einer Ausdehnung des Geldvolumens.

Erkenntnisse solcher Art hat *Walker* durch Beobachtung der Wirklichkeit herausgearbeitet; weil sie aber über diejenigen der Quantitätstheorie, besonders deren einfacher Version, hinausgingen, hat er gleich die gesamte Quantitätstheorie in Bausch und Bogen und die Quantitätsgleichung sofort mit in Ungnade fallen lassen.

Hierbei ist es bei *Walker* auch noch, wie schon gesagt, zu weiteren Fehlschlüssen gekommen, die aber hier ja nicht interessieren sollen, weil der zeitliche Rahmen hier nicht ausreicht und ja das Positive hier hervorzuheben allein angezeigt sein soll.

Bei Gelegenheit der Behandlung der Quantitätstheorie hat *Walker* bei seinem Vortrag am 26. 4. 1975 (aus den einzelnen Textteilen wie in einem Puzzle zusammenzustückeln) impliziert aber schlüssig folgende Auswirkungen einer Erhöhung der

Geldmenge entsprechend den Gesetzmäßigkeiten der Quantitätsgleichung (rein aus der Beobachtung der Wirklichkeit heraus!) abgeleitet:

a) Die Preise steigen

Ursache: Die erhöhte Geldmenge dient zur Finanzierung möglicherweise erst durch die Geldmengenerhöhung entstandener zusätzlicher Nachfrage nach Gütern und Diensten. Ein zusätzliches Angebot an Gütern und Diensten, was die Nachfrage auffangen könnte, ist aber nicht vorhanden.

b) Es werden mehr Güter und Dienste umgesetzt.

Ursache: wie a), mit dem Unterschied, daß entsprechende Produktions- und/oder Lagerkapazität vorhanden ist, die nunmehr aktiviert wird.

c) Die Produktion geht zurück.

Ursache: Es besteht ein überproportionaler Hortungs„bedarf". Da die Geldmengenerhöhung dafür nicht ausreicht, fließt zusätzlich Geld aus der Transaktionskasse in die Spekulationskasse. Mangels Finanzierungsmöglichkeiten muß das Produktionsvolumen eingeschränkt werden. Es kommt zur Krise.

(Der Fall ist identisch mit einem gegenüber der Geldmengenerhöhung überproportionalem Rückgang der Geldumschlagshäufigkeit. Ein proportionaler Rückgang der Geldumschlagshäufigkeit wäre beispielsweise denkbar mit einer Erhöhung der Einkommensauszahlungshäufigkeit.)

Es wären natürlich auch noch mehr Auswirkungsmöglichkeiten denkbar, besonders in einer Kombination der drei hier als abhängig betrachteten Variablen, im einzelnen sowohl in positiver als auch in negativer Richtung.

Wichtig erscheint hier allein, daß *Walker* gesehen hat, daß Geldmengenveränderungen nicht nur auf das Preisniveau, sondern alternativ oder in Kombination mit ihnen auch auf andere Variablen des Wirtschaftskreislaufes einzuwirken vermögen, wobei nicht einmal die Veränderungsrichtung genau bestimmt ist.

Das ist von ähnlich zentraler Bedeutung wie *Walkers* Hinweis auf die Tatsache, daß Veränderungen der Geldmenge nicht nur die Ursache für Veränderungen zum Beispiel des Preisniveaus und des Produktionsumfanges, sondern unter Umständen auch deren Ergebnis zu sein vermögen.

Auf diesem Hintergrund erscheint *Gesells* Aussage, daß, so wörtlich, *„durch Mehrung oder Minderung des Geldangebotes der allgemeine Preisstand immer wieder auf den Ausgangspunkt zurückgeführt werden kann"*, im übrigen identisch mit *Gesells* Definition von „Quantitätstheorie", tatsächlich ein wenig grob und pauschal.

Wie also im Themenkomplex „Werttheorie" darf damit auch beim Themenkomplex „Quantitätstheorie" *Karl Walker* ein Verdienst der Aussfüllung sowie sicher auch der Ergänzung und behutsamen Korrektur der freiwirtschaftlichen Vorstel-

lungen *Silvio Gesells* nicht abgesprochen werden. Allerdings bringt *Walker* bei der Gelegenheit eben nicht nur schlüssiges. Es ist nicht alles aus einem Guß, so daß die Goldpunkte herauszufinden nicht immer einfach ist. Das sei noch einmal zugunsten derjenigen gesagt, die sich bisher gegenüber *Walker* (zu Recht!) zu einer gewissen Skepsis genötigt sehen oder sahen.

III. Karl Walker und die Giralgeldschöpfung

In dem letzten Abschnitt seines Buches *„Das Weltwährungssystem"* bemerkt *Walker* in den abschließenden Bemerkungen in Wiederaufgreifen seines Zentralanliegens:

„... Einziges Kriterium für eine ... korrekte Geldschöpfung kann nur sein, keinen zu Geld kommen zu lassen, der nicht selbst oder durch einen Dritten ... etwas geleistet oder geliefert hat. Die Einschleusung leerer Ansprüche muß aufhören! ... Natürlich gehört zu diesen Reformen noch etwas mehr an Überlegungen und Neuregelungen, als hier in Kurzfassung umrissen werden konnte. So habe ich z. B. die Auseinandersetzung mit den herrschenden Vorstellungen von der ‚multiplen Giralgeldschöpfung der Geschäftsbanken' ausgeklammert, weil ich meine, daß alles, was vom Bankensektor her in dieser Hinsicht noch Schlimmes gemacht werden könnte, nicht die Nationalökonomie, sondern nur noch den Staatsanwalt zu interessieren hätte."

So sagt er also, daß alles, was mit der Giralgeldschöpfung zusammenhängt, im Sinne der *„Einschleusung leerer Ansprüche"* so schlimm ist, daß er es aus der ökonomischen Analyse ausgeklammert und gleich der Staatsanwaltschaft überantwortet haben möchte.

Damit klammert *Walker* eigentlich auch seine eigenen theoretischen Analysen zu dem Thema aus früherer Zeit aus und scheint zu sagen: *„Die Praxis ist noch viel verheerender, als unsere Theorie dieses Phänomen abstrakt zu verneinen überhaupt in der Lage sein könnte."*

Das wäre aber insofern keine Fortentwicklung freiwirtschaftlicher Vorstellungen, als auch schon *Gesell,* trotz auch anderslautender Stellungnahmen, so im Anhang der 10. Auflage der *„Natürlichen Wirtschaftsordnung"* – sich auf ein Fallenlassen der Verneinung des Buchgeldes zubewegt hat. Die Gedankengänge, mit entsprechenden Zitaten *Gesells,* finden sich in der Dokumentation der Arbeitsgruppe Buchgeld, herausgegeben von der *Internationalen Vereinigung für Natürliche Wirtschaftsordnung* zur Tagung in Konstanz 1991. Ihnen hatte sich auch die Mehrheit der Arbeitgruppe angeschlossen. *„Gerechtes Geld – Gerechte Welt"* lautet der Titel des Gesamtberichtes vom Konstanzer Freiwirtschaftskongreß.

Wenn auch *Walker* mit seiner Stellungnahme am Ende seines Buches noch keinen echten Beitrag zur Fortentwicklung der Freiwirtschaftstheorie auf dem genannten Gebiet geliefert haben dürfte, so wird man dennoch sein originelles Zitat wenigstens als kräftigen Impuls zur Weckung der in der Freiwirtschaftslehre selbst angelegten Tendenz zur analytisch einwandfreien Aufarbeitung des Problems implizit in Übereinstimmung mit *Silvio Gesell* werten müssen.

Übrigens ergibt sich aus der *„Allgemeinen Theorie“* von *Keynes,* daß *Keynes Gesell* eine Nichtkenntnisnahme des Giralgeldphänomens einfach nicht zugetraut hat. Denn *Keynes* bemängelt bei *Gesell* nicht etwa die Verneinung des Buchgeldes, sondern lediglich, die Ausdehnung der Umlaufsicherung auf das Buchgeld übersehen zu haben. Er bringt diesen Hinweis erst im Anschluß seiner Stellungnahme zu dem Punkt (Liquiditätspräferenztheorie), wo er die seines Erachtens existierende Lücke in *Gesells* Geldtheorie anspricht.

Dennoch muß man immer wieder erleben, wie der Freiwirtschaftsbewegung nicht selten mit Häme, traurigem Kopfschütteln oder als letztes und triumphierendes Argument die Buchgeldangelegenheit vorgehalten wird.

Sie hat der Freiwirtschaftslehre, auch und gerade bei potentiellen und echten Freunden, schon enorm geschadet.

Noch 1988 erinnert sich *Oswald von Nell-Breuning* z. B.:

*„Bereits in den zwanziger Jahren habe ich mich mit den Vorschlägen von Silvio Gesell befaßt; unter dem in meiner 1926 abgelieferten Dissertation ist unter dem Schrifttum eine von Gesell gegen mich geschriebene Arbeit aufgezählt. Von Seiten seiner Anhänger war es mir schwer verübelt worden, daß ich mir erlaubt hatte, darauf hinzuweisen, daß man Buch*geld *nicht abstempeln könne, woran der Vorschlag, eine Geldreform durch Abstempeln der Geldscheine durchzuführen, scheitern müsse. Die Inflationsmacher haben den Weg gefunden, den Umflauf allen Geldes zu beschleunigen.“* (Brief vom 28. März 1988 an den Verfasser)

Zurück zu *Karl Walker:* Zusammenfassend zu dem letzten Punkt wäre zu sagen, daß *Karl Walker* auch im Zusammenhang mit der Diskussion des Buchgeldphänomens entsprechende Verdienste zugesprochen werden müssen, hier weniger in der Fortentwicklung der Freiwirtschaftslehre, als vielmehr in dem Wachhalten des Problembewußtseins auf einem Felde, wo es gewisse Achillesfersen für die Freiwirtschaft unbedingt zu konstatieren gibt, die zu treffen schon mancher Gegner der Freiwirtschaftslehre zu hämischer Aktion veranlaßt haben und manchen Sympathisanten zu ungläubigem Stauen.

IV. Zusammenfassung

In der Zusammenfassung seien nun teils einige Punkte wiederholt, teils einige neue Gesichtspunkte letztlich derselben Blickrichtung hinzugefügt.

Das Kostbarste, was sich Menschen schenken können, ist vielleicht, einander Zeit zu geben. Auf diesem Hintergrund findet *Matthäus 7,12* besonderes Gewicht:

„Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch! Das ist das Gesetz und die Propheten.“

Nimmt man als äußeren Maßstab, als notwendige, wenn auch noch nicht hinreichende Bedingung für die Erfüllung des umfassenden biblischen Sozial- und Wirtschaftsgesetzes den Zeitaufwand, den man in der Tauschwirtschaft einander zuweist, so gelangt man zur Werttheorie.

Eine Besonderheit der Werttheorie, für unsere heutige Ökonomie auf *Adam Smith* zurückgehend und von *Walker* zur Ergänzung der Freiwirtschaftslehre aufgegrif-

fen, ist die Feststellung, daß Wertschöpfung und Preisbildung, im Modell durch den durchschnittlich notwendigen Arbeitszeitaufwand gleichnamig gemacht und aufeinander bezogen, zwar auf zwei verschiedenen Ebenen liegen, aber dennoch, wie es *Walker* ausdrückt, *„zueiander unter einem ständig wirksamen Spannungsverhältnis stehen, das auf Ausgleich tendiert"*.

Wo allerdings im idealtypischen Sinne kein Markt mehr besteht und somit auch keine Marktwirtschaft mehr, pendeln die Preise nicht mehr um die über die Zeit objektivierten Arbeitswertentgelte und ein einmal eingetretenes Ungleichgewicht verschärft sich ständig.

Auch der *hier* zugrundeliegende Mechanismus läßt sich vermittels der Werttheorie einer Erklärung näher bringen.

Für die freiwirtschaftliche Wirtschaftsanalyse hat das folgende praktische Bedeutung:

Während man in normaler gesellianischer Analyse Tauschbereitschaft der potentiellen Tauschpartner voraussetzt, und es nur die Eigentümer oder besser Besitzer der gehorteten und geparkten Gelder sind, die durch periodische Untersagung und Wiederzulassung des Tausches zwecks Erpressung des Urzinses den Tauschvorgang stören und ihn im Ernstfall völlig verhindern, vermag freiwirtschaftliche Denkweise unter Nutzung werttheoretischer Einsichten zusätzlich herauszufinden

1.) unter welchen Bedingungen Tauschbereitschaft überhaupt erst entsteht und

2.) bei gestörtem Gleichgewicht, wie ggf. Tauschbereitschaft (dennoch) künstlich weiter erzwungen wird (vgl. das Beispiel mit der Dritten Welt).

Man kann sich auch noch weiter durch *Walker* und seine Reaktivierung der Werttheorie anregen lassen und sich fragen, wie Marktwirtschaft in Übereinstimmung mit der Werttheorie oder zumindest, ohne in Widerspruch zu ihr zu geraten, wiederhergestellt werden kann, wenn sie, die Marktwirtschaft, zum Beispiel mittels der Aushebelung der Rahmenordnung außer Kraft gesetzt ist.

Im Beispiel des Handels der Industriestaaten mit den Ländern der Dritten Welt könnte man zum Beispiel ganz einfach damit beginnen, auf die Hinnahme oder gar Weiterverbreitung der von ihrem Inhalt her ungeheuren Lüge zu verzichten, die Länder der Dritten Welt müßten ihrem Schicksal überlassen bleiben, das letztlich sogar als eine ganz normale Angelegenheit von Naturgesetzlichkeit begriffen werden müsse.

Nach dieser Wiederaufrüstung im moralgesetzlichen Sinne, was ja auch zum Umkreis der Rahmenordnung gehört, die analog *Keynes* erstens aus der natürlichen Umwelt und zweitens aus dem sozio-kulturell-rechtlichen Umfeld besteht, wäre gezielt die rechtsgesetzliche Rahmenordnung im Sinne einer entsprechenden Geld- und Zinsverfassung unter entsprechender Gestaltung des Bodenrechts anzustreben bzw. einzusetzen.

Sie müßte enthalten im Welthandel z. B. die Streichung von Schulden der Ärmsten, d. h. die Einführung eines Negativzinses, im Einzelfall durchaus gekoppelt mit einem Positivzins, wie sie bekanntlich *Keynes* bereits 1944 gefordert hat.

Rechtsgesetze zur Einführung des Negativzinses wären im übrigen nicht anders, als die Beherzigung des wohl „geldtheoretischen" Höhepunktes des Neuen Testamentes in *Lukas 16,9,* wo vom *„ungerechten Mammon"* die Rede ist.

„Mammon", aramäisch, im übertragenen Sinne *„Reichtum",* in wörtlicher Bedeutung *„das Hinterlegte",* beinhaltet, wenn er eben *„ungerecht"* hinterlegt worden ist, nichts anderes als gehortetes Geld, Forderungen, die man die Schuldner nicht einlösen läßt, sondern sammelt, bis den Schuldnern das Öl oder das Getreide verdorben oder im Verhältnis zur Schuldsumme soweit geschwunden ist, daß die Schuldner den Gläubigern nackt und mittellos ausgeliefert gegenüberstehen.

Im *Lukas*-Evangelium heißt es nun in einer solchen Situation (*Luk* 16, 9), wörtlich aus dem Griechischen ins Deutsche übersetzt:

„... denselben (den Kindern des Lichts) machet Freude aus dem ungerechten Mammon heraus, damit, wenn er zu Ende geht, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten."

Das ist wieder das Gesetz der Gegenseitigkeit und der Werttheorie:

Geld, das heißt Anweisung auf Güter, hat nur Sinn, wenn solche Güter (noch) vorhanden sind, und die Anweisung adäquat aus Arbeit entstanden ist. Andernfalls ist den „Gläubigern" deren Forderung wegzunehmen, ganz oder entsprechend teilweise, was dasselbe ist, wie den Schuldnern die Schulden zu streichen. Ist der zu Unrecht bestehende Teil des Geldes aus der Welt geschaffen, geht der *„ungerechte Mammon"* also zu Ende, werden die befreiten Entrechteten dem rechtschaffenden Staatsbürger, der die gerechte Geld-, Zins- und Bodenordnung geschaffen hat, ihre Solidarität schon nicht verweigern.

Sicherlich braucht die Deutung nicht in allen Einzelheiten so weit zu gehen, sicherlich ist der letzte Teil zumindest zusätzlich auf jenseitiges Leben hin zu deuten, dennoch erscheint die geldpolitische Brisanz von *Lukas 16,9* auch daran meßbar zu sein, daß die meisten Bibelübersetzungen sie mittels nicht verstehender und irreführender Übersetzungen *überhaupt nicht* zur Kenntnis nehmen. Bis zu diesem Punkt wird sicherlich eine allgemeine Übereinstimmung in der Interpretation des Anliegens des Bibeltextes zu erreichen sein.

Hat man nun eine entsprechende Rahmenordnung mit Negativzins oder, was dasselbe ist, einer passenden Geldumlaufsicherung, geschaffen, stellt sich schnell, zumal einem Freiwirt, die Frage nach dem technisch-ökonomischen Wirkungszusammenhang (zumindest) von Geldmenge, Umlaufgeschwindigkeit, Preisniveau und Produktionshöhe. Die Aussagen hierüber faßt man zusammen, wenigstens nach heute überwiegendem Begriffsverständnis, unter den Namen „Quantitätstheorie".

Auch hier hat *Walker,* wie mit dem Verweis auf den zentral wichtigen Themenkomplex der Werttheorie, die Türen zu zusätzlicher Erkenntnis im Zusammenhang mit freiwirtschaftlichen Vorstellungen ein Stück weit weiter aufgestoßen, als sie bisher offen standen.

Zwar lehnt er formal „Quantitätstheorie“ ab, doch zeigt er

1.) für die Rückschaubetrachtung bei Änderungen in der Quantitätsgleichung, daß man niemals genau feststellen kann, was Ursache und was Wirkung ist, so statt dessen gerne die Dinge vertauscht,

2.) für die Vorausschaubetrachtung, daß jede Änderung einer Variablen zu einer Anpassung der übrigen Variablen führt, bei der für die *einzelne* Reaktionsvariable Wirkrichtung und Wirkumfang nicht vorherbestimmbar ist.

Zu diesen Ergebnissen gelangt man, wertet man *Walkers* Einzelargumentation zur Quantitätstheorie aus, die Einzelergebnisse zusammenfassend und zueinander in Beziehung setzend.

Walker erzieht so zu weiterem Horizont und zu präziserer Denkweise, wobei man auch bei ihm, was der Vollständigkeit halber und um Mißverständnissen so weit wie möglich zu entgehen, immer wieder gesagt werden muß, so manches nachsehen muß.

Was auch noch anzumerken wäre, sind Spuren materialistischer Weltanschauung trotz aller idealistischen Gesinnung. Er scheint manchmal nach Art der Vernunftgläubigen auf die Berechen- und Gestaltbarkeit der Weltenläufe zu setzen, was man auch daran merkt, daß Fehlentwicklungen bei ihm eher Ergebnisse allein mangelnder Information und mangelnden Wissens sind und nicht zumindest auch gleichzeitig früherer oder aktueller Gesinnungsdefizite, die sich dann in entsprechendem Tun und Unterlassen auswirken. Wenigstens erscheinen einige Passagen bei ihm in dieser Richtung interpretierbar und erinnern an einen Aufsatz aus dem Jahre 1948 *„Werk und Weltanschauung“*, wo er einerseits die *„andere Seite“*, d. h. den Materialismus, angreift, der erkennbar sei an dem Ruf: *„Weg mit der Freiheit!“ „Freiheit“* sei für diese andere Seite eine *„reaktionäre Forderung“*, *„Ordnung in Freiheit“* geradezu eine *„obskure Idee“*. Auf der anderen Seite gibt es bei ihm keinen Willen zum *„Falschen und Bösen“*, sondern allein die mehr oder weniger moralisch neutrale *„Verirrung“*. Das wäre daneben wieder ein klassischer Materialismus.

Glänzend, nahezu brillant, ist häufig *Walkers* Sprache. Er erinnert damit an seine Elsässer Heimat, die ja, zusammen mit der Nordschweiz, neben der Mark Meißen als wichtigstes Gebiet der Entstehung der deutschen Hochsprache gilt und an Lebendigkeit bis heute nichts eingebüßt hat und in ihrer Sprachkraft erst durch die fremde Überlagerung erstickt werden zu können scheint, was sicherlich auch Folgen für das übrige Mitteleuropa haben würde und außerordentlich schmerzhaft erscheint.

Bedenkt man nur das eine Beispiel der sich stets verschlechternden Terms of Trade der Entwicklungsländer, analytisch darstellbar als Folge der Wertansätze von fremden Arbeitswerten für unsere eigenen Exportgüter und von Wertansätzen eigener Arbeitswerte für die fremden Güter, die wir importieren, das sei nun endgültig abschließend gesagt, so zeigt sich ganz stark die geniale Aktualität der Impulse *Walkers* für unser heute eforderliches ökonomisches Denken in engster Synthese von analytischer Transparenz und ethischem Aufgerütteltsein.

Wenn *Keynes* Recht hat, daß, wie er mit *Gesell* übereinstimme, die Klassik die Ablaufgesetze gefunden habe, unser Jahrhundert aber die Ordnungsgesetze finden müsse, die er dann weitgehend schon gefunden zu haben *Gesell* zuschreibt, dann ist auch das Hauptverdienst der Fortentwicklung der Freiwirtschaftslehre durch *Walker* umrissen:

Es besteht in der überzeugenden und begründeten Mahnung, neben der Ordnung und zum Finden und Einsetzen der richtigen Ordnung den Ablauf und seine Gesetze nicht zu vergessen. Der Ablauf war eine Domäne der Klassik – sein Kern ist die Werttheorie.

Ein Freiwirtschaftsfreund schrieb noch vor wenigen Tagen, *Walkers* Gedanken seien von tieferem Sinn gewesen, sie zu verstehen, dafür brauche man allerdings ein Mindestmaß an Gespür, was man nicht so schnell – bei niemandem – garantieren könne.

Nachdem ich *Walkers* letzte Schriften vier- oder fünf-, in einem Fall sechsmal studiert habe, kann ich aus Herz und Verstand nur beipflichten.

Karl Walker

DAS WELT-WÄHRUNGS-SYSTEM

Eine Kritik an den theoretischen Grundlagen und ein Entwurf zur Reform

Chr. Gauke Verlag

Vorwort des Verfassers

Vor einiger Zeit erklärte der Linzer Nationalökonom Professor *Dr. Kurt Rothschild* auf einer wissenschaftlichen Tagung: „... die Inflation ist ein Phänomen, von dem wir noch relativ wenig wissen; wir befinden uns noch im Stadium der Vermutungen" (siehe WIRTSCHAFTSWOCHE Nr. 25/26.6.72). Ähnlicher Meinung schien auch *Charles P. Kindleberger,* Professor am Massachusetts Institut of Technologie, zu sein, als er sagte: „... es sieht ganz so aus, als seien wir dazu verdammt, vorerst so weiterzustümpern, während sich erst im Laufe der Zeit ein neues legitimeres System wirtschaftlicher Ordnung herausbildet" (WIRTSCHAFTSWOCHE Nr. 17/1974).

Was diese Äußerungen besagen, dürfte klar sein: die moderne Nationalökonomie hat die monetären Probleme theoretisch in keiner Weise im Griff. Während die Physiker in den Weltraum vorstoßen und die kompliziertesten Aufgaben lösen, bleibt den Ökonomen jeglicher Erfolg versagt. Diese Erfolgslosigkeit kann nicht zufällig sein; es ist zwingende Logik, daß die Ursache in Denkfehlern stecken muß, vielleicht in Denkfehlern, die vor langer Zeit auf einen ausweglosen Irrweg hingeführt haben.

Von dieser nüchternen Vermutung her müssen wir uns im Labyrinth unserer wissenschaftlichen Theorien zurücktasten bis zu der Stelle, von der wir ausgegangen sind. In Bezug auf unser Thema heißt das: in der Geldtheorie zurückgehen bis auf die klassische Werttheorie (Adam Smith, Ricardo u. a.).

Ich würde es dem akademischen Volkswirt nicht zumuten, mir in die pedantische Rekapitulation der Werttheorie bis zur Interpretierung des Verhältnisses zwischen Wertschöpfung und Preisbildung zu folgen, wenn es nicht aus Gründen, die erst später einsichtig werden können, dringend nötig wäre, einstmals schon vorhandenes Wissen aus der Verdrängung herauszuholen.

Paul A. Samuelson bringt in seiner „Volkswirtschaftslehre" zur Einführung eine kleine Passage aus den Disputen des *Dr. Watson* mit seinem Chef *Sherlock Holmes,* wonach dieser der „wunderlichen Theorie" huldige, „das menschliche Gehirn stelle eine Art enger Dachkammer dar, in der man, wenn man sie mit Kenntnissen des Sonnensystems vollstelle, das Wissen um wichtigere Dinge ... nicht mehr unterbringen könne" (s. a. a. O. S. 17).

Samuelson scheint über die „wunderliche Theorie" zu lächeln. In Wahrheit ist sie aber keineswegs so abwegig, wie er meint. Man kann in der Tat so viel verwirrende Theorien in den Kopf gestopft bekommen,

Inhalts-Verzeichnis

Vorworte 6

I. Die grundlegende Bedeutung der Werttheorie 12

Arbeit als Wertschöpfung / Markt und vormonetäre Preisbildung / Wert und Gegenwert / Vorteilsüberlegung als Regulator / Die Stückelung der Werte / Markt-Dynamik spielt zwischen „Wert" und „Preis".

II. Die Entwicklung der Geldtheorie von der Werttheorie zur Quantitäts- und Liquiditätstheorie 20

Monetäre Konjunkturtheorie / Zur Hypothese der Umlaufsgeschwindigkeit / Problematische Formeln / Der immerwährende Güternachschub / Gleiches Beweismaterial für konkurrierende Theorien / Theoriewidrige Zusammenhänge / Die Probe aufs Exempel / Über die Stabilität „wertlosen" Papiergeldes / Parallelismus zwischen Waren- und Geldschöpfung / Wandlungen der Geldtheorie in der Neuzeit / Zur „Liquiditätstheorie" des Geldes / „Internationale Liquidität".

III. Grundprinzipien einer Reform des Geldwesens und der Internationalen Währungsordnung 43

Vorrang der nationalen Geldwertstabilität / Revision von Bretton Woods / Notenbank-Gliederung in Emissions- und Bank-Abteilung / Übergang und Konsolidierung / Abbau der Liquiditäts-Überhänge / Unbedenkliche Geldschöpfungs-Methoden / Separate Valutakonten / Valutapolitisches Umdenken.

IV. Sekundär-Probleme und Konsequenzen 50

Indexwährung als Programm / ... und Inflation als Folge / Bankgeld-Schöpfung / Konjunkturzyklus / Keine „antizyklische" Konjunkturpolitik / Überstaatliche Währungseinheit / Sonderziehungsrechte (SZR) / Entwicklung zum „legitimeren System".

Anmerkungen 59

Literaturverzeichnis 65

daß das Wichtigste, wenn es schon da war, hinausgedrängt und vergessen wird, weil es „keinen Platz mehr hat".

Der Verfasser, der sich hier nicht nur auf vergilbte Literatur und logische Deduktion beziehen will, glaubt als Autor verschiedener einschlägiger Titel seit mehr als 30 Jahren mit der Materie monetärer Probleme einigermaßen vertraut zu sein. Doch die entscheidenden Einsichten – die zum Teil die Berichtigung früherer eigener Vorstellungen erforderten – datieren erst aus den letzten 10 Jahren. Sie sind die Frucht von Untersuchungs-Methoden mittels des während dieser Zeit entwickelten Volkswirtschafts-Planspiels „WALKER-MODELL". Dieses Modell erlaubt beliebige volkswirtschaftliche, geld- und kreditwissenschaftliche, verteilungspolitische, devisen- und außenhandelspolitische Denkmöglichkeiten in Teamarbeit auf dem Experimentiertisch mit konkreten Spielmaterial-Operationen zu untersuchen, zu prüfen und darzustellen. Die Resultate solcher Untersuchungen sind – konfrontiert mit den herrschenden Lehrmeinungen – zuweilen ziemlich überraschend. –

Nun ist hier natürlich nicht der Raum für diese spezielle Darstellung neuer Möglichkeiten. Erwähnt sollte es nur werden, weil es für die Situation der wirtschaftswissenschaftlichen Forschung nicht ganz belanglos ist. Jetzt trifft es nicht mehr zu, was Samuelson an anderer Stelle auch noch meinte, daß es „nicht möglich" sei, „Wirtschaftbeobachtungen auf der Grundlage geplanter Experimente anzustellen, wie das in den naturwissenschaftlichen Laboratorien geschieht" (s. a. a. O. S. 27). – Genau solche Experimente sind jetzt als kontrollierbare Modell-Experimente möglich; und diesem Umstand verdankt der Verfasser eine Reihe von Einsichten, die ihn dazu ermutigt haben, die vorliegende Arbeit zu schreiben.

Berlin, im August 1974 Karl Walker